

Bodo Pickenpack

Todesursache: Erschossen

Die Ermordung Walter Kösters
am 18. April 1945 in Ihrhove
und das lange Schweigen danach

Eine fiktive Rekonstruktion

Vorbemerkung

Diese Erzählung ist eine fiktive Rekonstruktion von Ereignissen vor und nach der Ermordung des Marine-Gefreiten Walter Köster. Er war im April 1945 aus dem Strafgefangenenlager Esterwegen geflohen, wurde in der Nähe von Ihrhove aufgegriffen und im Ort fast eine Woche gefangen gehalten, bevor er am 18. April 1945 auf einem Ihrhover Friedhof erschossen wurde. Die Geschichte beruht auf den Ergebnissen einer Dokumentation von **Hermann Adams, „Erschossen am 18. April 1945 in Ihrhove“, Westoverledingen 2018**. Die Namen von Tatverdächtigen und Zeitzeugen sind geändert, nur die Namen des Ermordeten und seiner Eltern sind beibehalten.

Fast 80 Jahre nach der Tat kann keine lückenlose Ereigniskette mehr rekonstruiert werden. Literarische Fiktion kann daher nur versuchen, Leerstellen plausibel zu füllen. Mir ging es zunächst darum, anhand von Augenzeugenberichten zu rekonstruieren, wie es zur Ermordung von Walter Köster kam, aber mehr noch darum, weshalb es nach Kriegsende so lange gedauert hat, bis einige Umstände des Mordes aufgeklärt werden konnten, während andere nach wie vor im Dunkeln bleiben werden.

„Die ganze Wahrheit wird, wie der Name schon sagt, von allen Beteiligten gewusst. Deshalb kriegt man sie nachher nie mehr richtig zusammen. Denn von jenen, die ein Stück von ihr besessen haben, sind dann immer gleich ein paar schon tot. Oder sie lügen, oder sie haben ein schlechtes Gedächtnis.“

Eva Menasse: Dunkelblum

TEIL I

1

Am 21. April 1945, einem regnerischen Samstag, fuhr Dietmar Lübbert mit zitternden Knien auf seinem Fahrrad in Richtung Süden auf Großwolde zu. Er war als Bürgermeister von Ihrhove unterwegs, einem kleinen ostfriesischen Dorf, das ungefähr gleich weit von Leer und Papenburg entfernt lag. Er trug die Verantwortung für etwas mehr als 1700 Einwohner, die voller Angst das Ende des Krieges erwarteten. Bis Großwolde, so vermutete Lübbert, waren die alliierten englischen, kanadischen und polnischen Soldaten, die hier im Nordwesten die Wehrmacht vor sich hertrieben, sicher schon vorgerückt. Die Schüsse und Detonationen waren in den vergangenen Wochen immer lauter zu hören. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis der Rand von Ihrhove erreicht war. Und um weitere Zerstörungen zu verhindern, hatte er sich entschlossen, den Alliierten entgegenzuradeln.

Die linke Hand umkrampfte den Lenker. In der rechten Hand schwenkte er eine Holzstange, an deren Spitze ein weißer Kissenbezug mit Nägeln befestigt war. In Gedanken ging er noch einmal seine dürftigen Englisch-Kenntnisse durch: My name is Dietmar Lübbert... I am mayor of Ihrhove... Look my white flag... We will no more fight...! Wie hieß denn noch *kapitulieren* auf Englisch, verflucht...? Hätte ihm doch seine Sekretärin noch aus dem Wörterbuch raussuchen können. *Mayor* klang aber so ähnlich wie *Major*, am besten doch nur *Bürgermeister* rufen, sonst schossen sie ihn vielleicht gleich über den Haufen. So kurz vorm Ende des Krieges wollte Lübbert nichts dem Zufall überlassen.

Endlich sah er, wie drei Soldaten aus einem Graben auf die Straße sprangen und mit ihren Gewehren auf ihn zielten. Lübbert stieg langsam von seinem Rad, legte es geradezu sanft auf die zerschossene Straße und blieb mit erhobenen Händen, die Stange mit dem Kissenbezug in der rechten Hand, stehen. Einer der Soldaten rannte auf ihn zu, riss ihn zu Boden und kniete sich auf seinen Rücken.

„Peace...“, röchelte Lübbert unter ihm hervor. „I am Bürgermeister of Ihrhove...We surrender... I am Dietmar Lübbert...“ Als der Soldat sicher war, dass der *fucking Nazi burgemaster* keine Waffe bei sich trug, stand er auf. Die anderen Soldaten fesselten Lübberts Hände. „You are a prisoner of war now, do you understand?“ Lübbert nickte und seufzte erleichtert. Er musste ein Grinsen unterdrücken, denn das Letzte, was ihm seine Sekretärin vor seiner letzten Amtshandlung statt „Heil Hitler!“ zugerannt hatte, war: „Bleib übrig!“ Die Chance hierfür hatte sich jedenfalls schlagartig verbessert.

Irgendwas war doch

Neun Tage vor Bürgermeister Lübberts Friedensmission, gegen Mittag des 12. April 1945, waren die 16jährige Jette Terborg und die ein Jahr jüngere Martha Möhlmann unterwegs im so genannten Hochmeedland, das sich westlich der Eisenbahnlinie erstreckte, die vom Ruhrgebiet kommend durch Ihrhove in Richtung Emden führte oder vorher nach Oldenburg abzweigte. Wegen der vorrückenden Artillerie der Alliierten fuhren die Züge seit Wochen nur noch sehr spärlich. Im Gymnasium in Leer, das Jette als eines der wenigen Mädchen im Dorf besuchen durfte, fiel schon seit Monaten der Unterricht aus.

Die Mädchen, und auch die Jungen, mussten daher tagsüber bei der Feldarbeit, im Garten oder im Haushalt mithelfen. Viel Freizeit blieb da in der Woche nicht. Aber sie versuchten ihre Aufträge etwas in die Länge zu ziehen. So wie auch jetzt, als Jette und Martha in der Mittagshitze den Handwagen, der mit Lebensmitteln und Getränkekästen für Bauer Hinrichs vollgepackt war, erstmal einige Minuten unter dem Schatten einer Buche abstellten. Sie lehnten erschöpft an dem breiten Baumstamm. Jette wandte sich Martha zu und sagte: „Hast du schon das Malheur von Irene Meyer gehört?“ „Nee, erzähl mal.“ Martha rückte näher an Jette heran und warf dabei kleine Steinchen auf den Handwagen.

„Also, gestern Nacht gab es ja wieder Fliegeralarm und es musste alles verdunkelt werden. Weißt du ja.“ „Ja und?“ „Also war es draußen wieder stockfinster. Und da ist Irene draußen im Dunkeln gegen einen Pfahl gerannt und hat sich die Nase gebrochen!“ „Nein.“ kicherte Martha. „Aber was macht die denn auch nachts auf der Straße? Selber schuld.“ „Das habe ich sie auch gefragt. Da ist sie ganz rot geworden.“ „Warum?“ fragte Martha. Jette lachte: „Na, Irene ist doch der größte Poussierstängel im Dorf!“

Als Martha sie fragend anstarrte, sagte Jette: „Ach, meine Kleine, das erklär ich dir später mal. Komm jetzt, wir müssen weiter, sonst gibt's Ärger mit meiner Mutter und meiner Oma. Oma ist so eine richtige Sklaventreiberin.“

Bei Bauer Hinrichs gingen sie sofort in den Pferdestall und begrüßten erstmal ihre braunen Hannoveraner, die fröhlich schnaubten und die Mähnen schüttelten. Als noch nicht so viel in Ihrhove geschossen wurde, im letzten Sommer, waren die Mädchen gar nicht von den Pferden wegzubekommen. Manchmal durften sie sogar auch reiten.

Hätten sie doch bloß einen anderen Weg zurückgenommen! Denn was sie da gesehen hatten, versetzte sie so in Panik, dass sie den ganzen langen Weg bis nach Hause nur gerannt waren. Der Handwagen polterte nur so hinter ihnen her. Völlig außer Atem ließen sie sich auf die Treppenstufen des Hauses fallen, in dem Jettes Mutter gerade im ersten Stock die Bettdecken reinholte, die zum Auslüften aus dem Fenster hingen. Sie kam sofort runter und fragte: „Was ist denn mit euch los? Ist ein tollwütiger Bulle hinter euch her?“ Die beiden schüttelten die Köpfe.

„Was denn dann? Irgendwas war doch.“ Frau Terborg band sich die Küchenschürze ab. Sie sah auf ihre Uhr. „Anderthalb Stunden wart ihr unterwegs! Ihr habt wieder getrödeln. Gebt es zu! Ihr müsst gleich nochmal mit einer Ladung für Familie Rassmussen los!“ Einen Augenblick sah sie zurück in den Hausflur, wo Oma Terborg etwas rief, was Jettes Mutter nicht gleich verstand. Dann wandte sie sich wieder den Mädchen zu, die noch immer aus der Puste waren: „Also, was war denn los, dass ihr so gerannt seid?“

Jette und Martha sahen sich an, und bevor Martha etwas sagen konnte, legte Jette los: „Ach, gar nichts. Wir wollten nur am Schluss sehen, wer den leeren Wagen am schnellsten ziehen kann. Und jetzt ist Martha sauer, weil ich schneller war.“ Als Martha den Mund öffnen wollte, kniff Jette ihr in den Arm, dass sie aufschrie. Jettes Mutter drehte sich noch einmal genervt

dem Hausflur zu. „Ja, Mama, ich komm gleich!“ Den Augenblick nutzte Jette, um Martha mit ernstem Blick und dem Zeigefinger auf dem Mund klarzumachen, dass sie still sein solle. Was Martha als die Jüngere auch brav tat.

Später, als Jette ihre Freundin nach Hause brachte, sagten beide zunächst nichts.

„Warum hast du denn nicht gesagt, was wir gesehen haben?“, brach schließlich Martha das Schweigen. Jette zögerte und blieb stehen.

„Weißt du denn, was mit dem Mann los ist?“, fragte Jette und ihr schossen die Tränen in die Augen.

„Nein, natürlich nicht, woher soll ich das denn wissen? Aber wenn wir den da liegenlassen, stirbt der doch. Hast du gesehen, was für hohle Backen und dünne Beine der nur noch hatte? Im ersten Moment dachte ich, das ist ein Gespenst. Und dann sah ich das Blut an seiner Hose. Der konnte nicht mehr und dann ist er erschöpft im Graben eingeschlafen.“

„Hast du eigentlich verstanden, was er geflüstert hat? War das deutsch oder englisch ... oder polnisch?“, fragte Jette und schnaubte sich die Nase.

„Wieso denn polnisch?“

„Papa hat erzählt, dass Engländer, Kanadier und Polen gegen unsere Wehrmacht kämpfen. Und dass die immer näherkommen.“ Jette weiß ja immer alles besser, nur weil sie ein Jahr älter ist als ich, dachte Martha.

„Also ich habe nur ‚Hunger‘ und ‚Durst‘ verstanden“, sagte Martha, „und das ist ja wohl nicht polnisch und nicht englisch, oder?“

Jette fasste sich mit beiden Händen an den Kopf und rief: „Das ist ja das Schlimme! Was hat denn jetzt ein Deutscher in einem Graben im Hamrlich zu suchen? Das kann doch nur ein Deserteur sein. Oder ein...“

„Oder ein - was?“, bohrte Martha nach, als Jette nicht weitersprach.

„Mama sagte mal, als ich ein paar Groschen aus der Ladenkasse gemopst habe: ‚Wenn du so weiter machst, dann kommst du noch nach Esterwegen!‘

„Esterwegen? Das liegt doch bei Papenburg, da wohnt ein Onkel von mir. Und was ist damit?“

„Sie sagte, da schicken die Nationalsozialisten alle Verbrecher hin, die müssen da bei Wasser und Brot im Moor arbeiten.“

„Und was hat das mit dem Mann im Hamrlich zu tun?“, fragte Martha.

„Überleg doch mal!“, sagte Jette, „Als Deserteur hätte er wahrscheinlich noch eine Uniform an, er kann ja schlecht in Unterwäsche flüchten. Der Mann im Graben sah aber richtig zerlumpt aus, graugrüne Hose und graue Jacke, das war keine Uniform. Und wenn das nun ein Mörder aus Esterwegen ist?“

„Aber trotzdem, wir können den da doch nicht einfach verhungern lassen. Das würde ich nie im Leben vergessen.“ Jetzt kämpfte Martha gegen die Tränen.

Sie wussten lange nicht, was sie machen sollten. Plötzlich ergriff Jette Marthas Hand.

„Jetzt weiß ich was. Wir gehen zu Hinnerk Thümann, dem erzählen wir alles. Der weiß bestimmt, was man mit dem Mann im Graben tun muss.“

Martha nickte erleichtert und so zogen beide los, um Hinnerk, den Jette immer so verliebt anschaute, zu suchen.

Bitte etwas lauter

Walter Köster kaute an seinem linken Daumennagel. Trotz intensivstem Schrubben mit einer Handbürste hatte er seine vom vielen Maschinenöl verdreckten Hände nicht ganz sauber gekriegt. Er blickte auf seine Armbanduhr, ein Weihnachtsgeschenk seiner Mutter. Noch eine halbe Stunde. Der Wachmann hatte Köster eine Zigarette erlaubt.

Heute, am Montag, dem 15. Februar 1942, um 10 Uhr, musste er vors Marine-Kriegsgericht. Das Minensuchboot, auf dem er nach seiner Grundausbildung in Aurich als Maschinen-Gefreiter stationiert war, dümpelte hier im Hafen von Brest in Nordfrankreich. Seit dem 2. Februar saß er in Untersuchungshaft in der Standortarrestanstalt und wartete auf seine Verhandlung. Heute Morgen hatte man ihn in Handschellen hierher zum Kriegsgericht transportiert.

Immer wieder ging er die Stichworte auf seinem Zettel durch, mit denen er erklären wollte, was an jenem Abend Ende Januar, bei dem Saufgelage im Soldatenheim, passiert war. Er musste heute einen sehr guten Eindruck machen, hatte extra sein Minensucher-Abzeichen, das er im Mai als besondere Auszeichnung bekommen hatte, angesteckt. Er überprüfte noch einmal, ob es auch gut sichtbar war.

Er war jetzt 35 und noch nie von einem Gericht, schon gar nicht von einem Kriegsgericht, vorgeladen worden. Er schaute zu den Matrosen Ratjen und Leikert hinüber, die am anderen Ende des Ganges vor dem Richterzimmer saßen, die tuschelten und in regelmäßigen Abständen anfangen zu lachen. Was für Kameradenschweine, dachte er, die hatten ihn an jenem Abend angeschwärzt beim Bootsmaat der Wache. Und heute würden sie hier alles nochmal wiederholen.

Jetzt hörte er Schritte von Kommissstiefeln, die näher kamen: Marinegerichtsrat Hauptmann Hortmann, der die Verhandlung leiten würde, an der Spitze, gefolgt von zwei Beisitzern und einer Protokollantin. Köster trat hastig seine Zigarette aus, nahm sofort Haltung an und grüßte militärisch. Hortmann öffnete die Tür, knallte die Akten, die er unterm Arm trug, vor sich auf den Richtertisch und nahm dahinter Platz. Dann forderte er Köster auf, sich an den Tisch vor ihm zu setzen. Die Matrosen sollten draußen auf dem Gang warten. Er flüsterte etwas mit einem seiner Beisitzer und blätterte hastig in den Akten, während die beiden den Raum verließen.

Köster musterte den Mann, an dem nun sein weiteres Schicksal hing und versuchte ihn einzuschätzen. Er hatte Schmissee vom rechten Ohr bis zum Mundwinkel. Seine Halbglatze glänzte in der Morgensonne, seine Augen blitzten unter dunklen Brauen und auf seiner Oberlippe wuchs ein sorgsam gepflegtes Menjoubärtchen. Wahrscheinlich ein scharfer Hund, dachte er. Allzu viel Hoffnung – auf eine Bewährungsstrafe etwa – ließ dieser Anblick nicht aufkeimen. Köster schwitzte und begann leicht zu zittern. Als er vorsichtig die noch recht junge Protokollantin ansah, musterte sie ihn ebenfalls, um aber sogleich angewidert den Blick auf ihren Stenoblock zu heften. Sie weiß, um was es in diesem Verfahren geht, das steht fest, dachte Köster. Hortmann eröffnete nun zügig die Verhandlung.

„In der Strafsache gegen den Maschinen-Gefreiten Walter Köster wegen des Verdachts der Unzucht unter Männern, § 175, sind neben dem Beschuldigten außerdem erschienen die Zeugen Matrose Obergefreiter Jürgen Ratjen sowie Obergefreiter Walter Leikert.“ Er machte eine Pause, um der Protokollantin Zeit zum Stenographieren zu lassen und befahl dann dem Beschuldigten vorzutreten.

„Sie heißen Walter Emil Köster, Rufname ist Walter. Sie sind geboren am 15. Juni 1908 ...“

„Jawoll, Herr Hauptmann!“

„Geboren sind Sie in Bremen, wohnhaft Essener Straße 1.“

„Jawoll, Herr Hauptmann!“

„Sie brauchen jetzt nicht jede Personalie zu bejahen. Ich lese das im Zusammenhang vor und Sie bestätigen das dann am Ende ... einmal. Verstanden?“

„Jawoll, Herr Hauptmann!“

„Ihre Eltern sind Louise Köster geb. Hegler und Hermann Köster. Ihr Vater starb 1919. 1923 heiratete Ihre Mutter erneut, und zwar Johannes Kottisch. Sie sind von Beruf Maschinist, Schmierer, und fuhren zur See. Am 1. Juni 1941 wurden Sie zur Wehrmacht eingezogen. Wurden nach der Grundausbildung in der Nachrichtenschule Aurich kommandiert zur 3. Kompanie 14. Schiffsstamm-Abteilung, zuletzt Sperrbrecher 8; am 31. Mai 1942 erhielten Sie eine Auszeichnung, und zwar das Minensucher-Abzeichen. Aha.“

Er blickte für einen Moment zu Köster und nahm flüchtig das Abzeichen auf Kösters Uniform zur Kenntnis. „Ist das alles soweit richtig, Herr Köster?“

„Jawoll, Herr Hauptmann!“

„Dann kommen wir jetzt zur Feststellung des Tatbestands. – Herr Köster, ich weise darauf hin, dass Sie hier vor dem Marine-Militärgericht nichts als die Wahrheit zu sagen haben.“

Eine bedeutungsvolle Pause schloss sich an, in der der Richter den Angeklagten scharf ins Visier nahm.

„Herr Köster, was können Sie uns zu den Ereignissen am Abend des 28. Januar dieses Jahres im Soldatenheim II im Hafen von Brest sagen?“

„Herr Hauptmann...“

„Bitte, etwas lauter, ich kann Sie gar nicht verstehen.“

„Herr Hauptmann ... also...Ich kann mich an gar nichts mehr erinnern...“

„Ach, das sollen wir Ihnen also glauben. Können Sie uns das mal näher erklären?“

„Ich muss sinnlos betrunken gewesen sein...Ich habe an diesem Abend zusammen mit meinen Kameraden sieben Flaschen Wein getrunken. Davon alleine zwei Flaschen und noch vier große Cognac...“

„Also das zumindest wissen Sie noch genau. Interessant.“

„Ja ... und weil ich überhaupt keinen Cognac vertrage, war ich ... bewusstlos betrunken.“

„Und dann wissen Sie natürlich nicht mehr, was gegen 22 Uhr auf der Toilette des Soldatenheims passiert ist?“ Hortmann räusperte sich. „Wer waren denn die Kameraden, mit denen Sie getrunken haben?“

„Die habe ich erst an diesem Abend kennen gelernt.“ Er drehte sich um und sah auf die Tür, durch die sie alle hereingekommen waren.

„Das waren also Obergefreiter Ratjen und Obergefreiter Leikert, ja?“

„Die Namen habe ich erst hinterher erfahren.“

Hortmann und die Beisitzer machten sich ein paar Notizen. Einer der Beisitzer hatte eine Frage: „Machen Sie das öfter, sich mit wildfremden Leuten zu besaufen?“

„Nein, Herr Major, das war das erste Mal. Ich hatte einen harten Tag hinter mir an Bord. Eine Maschine war ausgefallen und die musste natürlich ohne Rücksicht auf Feierabend repariert werden. Die ganze Maschine mussten wir auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Da hatte ich hinterher unheimlichen Durst.“

„Ist das alles, was Sie zum Tathergang zu sagen haben, Herr Köster?“

„Ich weiß ja, was mir vorgeworfen wird, aber ich hatte wirklich einen Filmriss...“

„Gut. Dann setzen Sie sich wieder hin.“ Hortmann blätterte eine Seite in seiner Akte um.

„Ich rufe jetzt die Zeugen Obergefreiten Ratjen und Leikert auf.“

Als Erster sollte Ratjen aussagen. Leikert setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür. Als Ratjen belehrt wurde, nichts als die Wahrheit zu sagen, nickte er nur kurz und umfasste mit beiden Händen das Koppelschloss seines Gürtels. Er strotzte vor Selbstbewusstsein und stand breitbeinig da.

„Was können Sie uns über den Abend des 28. Januar sagen?“

„Ich war seit ca. 19 Uhr zusammen mit dem Kameraden Leikert im Billardraum des Soldatenheims II, wir spielten ein paar Runden...“

„War da der Gefreite Köster auch schon in diesem Raum?“

„Nein, der kam erst später, so gegen 20 Uhr, kann auch ein bisschen später gewesen sein. Jedenfalls wurden wir aufmerksam auf ihn, weil er schon ziemlich einen in der Hacke hatte.“

„Waren noch andere Männer in dem Soldatenheim?“

„In den anderen Räumen waren sicher noch welche, aber in dem Billardraum waren ab etwa 20 Uhr nur Leikert, Köster und ich. Köster fragte, ob er mitspielen könne. Da haben wir ihn dann probieren lassen, aber er konnte das Queue schon gar nicht mehr ruhig halten. Dann hat er uns eine Flasche Wein nach der anderen spendiert, da haben wir nicht nein gesagt.“

„Köster behauptet, sie haben zusammen sieben Flaschen Wein getrunken. Stimmt das?“

„Nein, da hat er ziemlich übertrieben.“

„Und dann noch Cognac?“

„Kann sein, aber nicht sehr viel.“

„Was passierte dann um 22 Uhr?“

„Gegen halb 10 kam ein junger Soldat, den Leikert und ich nicht kannten, zu uns in den Billardraum. Er sah gut aus, schlanke Figur, eigentlich ganz sympathisch. Der trank dann auch noch mit.“

„Worüber sprachen Sie denn so miteinander?“

„Köster erzählte davon, dass er an diesem Tag ziemlich lange arbeiten musste. Der junge Soldat war sehr zurückhaltend, schüchtern könnte man sagen, der redete nicht so viel. Ach ja, Köster erzählte noch von seiner Mutter, die in Bremen wohnt.“

Es entstand eine Pause, die der Richter und seine Beisitzer wieder für Notizen nutzten. Ratjen überlegte eine Weile, dann fuhr er fort:

„Tja, und dann merkten wir, wie Köster den jungen Soldaten so merkwürdig anguckte. Erst dachten wir uns nichts dabei, aber dann fing Köster an, ihm seinen Arm um die Schulter zu legen, und dabei wurde immer weiter getrunken. Irgendwann waren die beiden mit einem Male verschwunden.“

„Wann haben Sie denn Verdacht geschöpft, dass mit den beiden Männern irgendwas nicht in Ordnung ist?“

„Eigentlich erst, als Leikert zur Toilette musste, um den ganzen Wein abzulassen... Da kam er ganz aufgeregt zurück und sagte, ich solle mal mitkommen. Und dann sahen wir durch die halboffene Klotür, was die beiden da machten. Also ekelhaft! Ich musste mich beinahe übergeben.“

„Was genau haben Sie da gesehen?“

„Also...“, Ratjen rang nach Worten, „Ja... wie soll ich das sagen... Wir sahen, dass der junge Kerl und Köster ... sich gegenseitig einen runterholten...“

„Danke, das reicht. Und was taten Sie dann?“

„Wir haben die beiden aus dem Klo-Abteil rausgeprügelt, dabei ist der junge Soldat leider entwischt. Aber dem Köster haben wir mächtig eingeheizt und ihn dann zum Bootsmann der Wache geschleppt, der hat dann alles aufgeschrieben.“

„Da haben Sie sich vorbildlich verhalten, Obergefreiter Ratjen. – Ich frage hier, um das Verfahren abzukürzen, den anderen Zeugen, ob er bestätigen kann, was Obergefreiter Ratjen

hier berichtet hat, einverstanden?“, wandte sich Hortmann an seine Beisitzer, die sofort nickten.

„Das kann ich alles bestätigen, Herr Hauptmann!“, rief Leikert.

„Dann können wir die Vernehmung zum Tathergang hier abschließen. Herr Köster, wollen Sie noch abschließend etwas sagen?“

„Herr Hauptmann, ich kannte den Soldaten, mit dem ich zur Toilette gegangen sein soll, nicht. Ich hatte einen Filmriss. Früher habe ich noch nie...sowas gemacht...“

„Wollen Sie nicht doch mit einem Geständnis Ihr Gewissen erleichtern?“

Jetzt war nur noch ein Schluchzen zu hören. Köster war nicht mehr in der Lage etwas zu sagen.

„Das Militärgericht zieht sich zur Urteilsberatung zurück.“

Dem Mann muss geholfen werden

Auf der großen umzäunten Wiese zwischen dem Rennschloot und dem schmalen Fußweg, der von der Großwolder Straße zur Bahnhofstraße führte, fanden Jette und Martha endlich Hinnerk Thümann. Er spielte dort, wie so oft, Fußball mit seinen Freunden, fünf gegen fünf.

„Hinnerk, kannst du mal kommen?“, rief Jette ihm zu.

„Nee, wir spielen erst noch bis zehn, es steht jetzt 6:5!“ Die Mädchen mussten sich also noch gedulden und setzten sich an den Rand des Spielfelds.

Martha wusste, dass Jette in Hinnerk verliebt war. Leider kümmerte sich Hinnerk aber lieber um Marlene, die Tochter des Frisörs, die Hübscheste im Dorf, die auch von vielen anderen Jungen umschwärmt wurde. Martha fand Hinnerk zu brutal und angeberisch, sie mochte ihn nicht und versuchte Jette davon zu überzeugen, dass er nicht der Richtige für sie sei.

„Warum muss es denn unbedingt Hinnerk sein?“, stöhnte Martha, als sie sah, dass Jette wieder diesen Blick hatte, den sie immer bekam, wenn Hinnerk in der Nähe war. „Nur weil er HJ-Führer ist?“

„Das verstehst du nicht, Martha.“ Jette kaute an einem Grashalm. „Er sieht einfach gut aus. Das hat nichts mit der HJ zu tun.“

Martha erinnerte sich daran, wie Jette und sie vor einigen Wochen mit Hinnerk zusammentrafen, als er gerade vom HJ-Dienst kam. Er war erst seit einigen Monaten Führer der HJ in Ihrhove geworden und hatte gerade eine Schulungsstunde gegeben.

Er beschwerte sich über einige seiner *Pimpfe*: „Die wollen immer nur am Lagerfeuer sitzen und Krieg spielen. Aber wenn man ihnen was über Volk und Rasse oder die Juden erzählt, hören sie überhaupt nicht zu und machen irgendwelchen Blödsinn. Keine Disziplin!“

„Hier“, rief er und zerrte einen Zettel aus seiner Mappe. „Mein kleiner Bruder, der geht in die 6. Klasse, der hat in seinem Aufsatz einen tollen Vergleich gefunden. Hört euch das mal an.“ Und dann las er vor: *„Wenn man in den Wald geht und man sieht Pilze, die schön aussehen, meint man, die wären gut. Aber wenn man sie isst, sind sie giftig und können eine ganze Familie töten. So wie dieser Pilz ist auch der Jude. Wenn man den Juden von hinten sieht, erkennt man ihn erst nicht, aber redet man mit ihm, so erkennt man ihn. Er tut schön und schmeichelt einem ins Gesicht. So wie der Giftpilz eine ganze Familie töten kann, so kann auch der Jude ein ganzes Volk töten...“* Triumphierend steckte Hinnerk das Blatt wieder in die Mappe.

„Sowas schreiben die in der 6. Klasse?“ rief Martha. „Und was musst *du* deinen Pimpfen so eintrichtern?“ Jette ahnte schon, was nun kommen würde, deshalb fragte sie Hinnerk schnell: „Wann habt ihr denn eure nächste Nachtwanderung? Nächste Woche?“

Aber Hinnerk war durch Marthas schnippischen Ton schon so vom Ehrgeiz gepackt, dass er ihr unbedingt zeigen wollte, was er draufhatte.

„Sie sollen lernen, dass das Volk, das deutsche Volk, der höchste Wert der nationalsozialistischen Weltanschauung ist.“ Die Mappe mit Schulungsunterlagen, die er bisher locker an der Seite hielt, umklammerte er nun mit beiden Armen vor seiner Brust.

„Es gibt Tier-, Pflanzen- und Menschenrassen. Menschenrassen sind größere Gruppen von Lebewesen, die in ihrer Körperform einheitlich oder sich ähnlich sind...“ Er machte eine Pause und versuchte nicht den Faden zu verlieren. „Äh ... Rasse heißt also ähnliche körperliche Merkmale und seelische Eigenschaften. Rasse bedeutet vor allem Reinheit und Verwandtschaft im Blut...“

„Das hast du ja prima auswendig gelernt“, fiel Martha ihm ins Wort. „Aber kannst du das mal am Beispiel erklären? Ich versteh das noch nicht.“

„Also ... zum Beispiel ... Alle Juden haben ja Hakennasen und schwarze, krause Haare und die Arier, also wir Deutschen, als Herrenrasse, haben gerade Nasen, blonde Haare und blaue Augen...“

„Dann gehör ich also schon mal nicht zur Herrenrasse: Ich habe braune Augen und dunkle Haare ... und dazu auch noch ne Stupsnase...Übrigens, Hermann Göring sieht doch auch alles andere als herrenrassig aus, findest du nicht auch? Gibt's eigentlich auch eine Damenrasse?“

„Lass ihn doch in Ruhe“, murrte Jette, der das zu weit ging.

„Hast du denn schon mal einen Juden *gesehen* und mit ihm *gesprachen*?“, fragte Martha und sah Hinnerk durchdringend an.

„Nee, muss ich auch nicht, denn Ihrhove ist ja jetzt auch endlich judenfrei“, hatte Hinnerk geantwortet. Da hatte Martha die beiden stehen gelassen und war zornig nach Hause gestapft. Noch jetzt, als sie wieder daran dachte, schoss ihr das Blut ins Gesicht.

In der Ferne hörte man immer wieder Artilleriefuehr.

„Ob die Tommys bald hier sind, was meinst du?“, fragte Martha.

„Wenn die mit ihren Panzern über die Ems kommen, dann gnade uns Gott“, sagte Jette.

„Aber dann ist wenigstens der Krieg zu Ende. Glaubst du etwa noch an den Endsieg?“

Jette antwortete nicht gleich. Dann sagte sie leise: „Hinnerk hat erzählt, dass Hitler noch eine Geheimwaffe hat. Die setzt er bald ein und dann gewinnt unsere Wehrmacht den Krieg noch.“

„Glaubst du das wirklich? Hinnerk erzählt viel, wenn der Tag lang ist.“

In diesem Moment war lauter Torjubel zu hören, aber gleichzeitig auch wütendes Geschrei.

„Der war nicht drin! Das war kein Tor!! Das war Pfosten!!!“ Alle Spieler standen wild gestikulierend neben einem Haufen Pullover. Denn weil es auf dieser holprigen Wiese keine richtigen Torstangen gab, nahmen sie stattdessen nur Kleiderhaufen aus Jacken und Pullovern als ‚Torpfosten‘. Und da gab es immer wieder Streit, ob der Ball über oder knapp neben den Haufen geschossen wurde. Und diesmal ging es um das 10. Tor, das die Mannschaft von Hinnerk geschossen hatte - vermeintlich. Zu allem Unglück hatte auch noch der braune Lederball seinen Geist aufgegeben. Die rote Blase quoll aus einer geplatzten Naht, so dass er eher wie eine Birne aussah und unberechenbar wurde. Und ein Ersatzball war nicht zur Stelle. Daher einigte man sich darauf, das Spiel beim Stande von 9:8 abubrechen und sich am nächsten Tag wieder zu treffen.

Hinnerk kam langsam, noch ziemlich aus der Puste, zu ihnen, dabei zog er sich seinen Pullover über.

„Was gibt es denn so Wichtiges?“ Er bückte sich, um seine Schnürsenkel fest zu ziehen.

„Wir ... haben da im Hammrich was gesehen“, begann Jette, „und wir wissen nicht, was wir jetzt tun sollen.“

„Ein Tier oder was?“, fragte Hinnerk.

„Nein. Kein Tier...“ Jette zögerte.

„Was denn dann? Mensch, lasst euch doch nicht alles aus der Nase ziehen!“

Martha ergriff jetzt die Initiative: „Wir haben einen Mann in einem ausgetrockneten Graben gesehen, der ist verletzt und ist da vor Erschöpfung eingeschlafen.“

Hinnerk richtete sich auf und rief: „Ein englischer Fallschirmjäger? Mensch, das müssen wir doch sofort dem SS-Kommando melden!!“

Jette hielt Hinnerk, der gleich losstürzen wollte, zurück: „Nein, nein! Er flüsterte was auf Deutsch...“

„Er hatte Hunger und Durst und an seiner Hose war ganz viel Blut“, sprang Martha ihrer Freundin bei.

Hinnerk sah finster vor sich hin: „Dann ist das ist bestimmt ein Deserteur, das müssen wir auch melden.“

„Nein“, sagte Martha leise, „der hatte keine Uniform an.“

„Dann hat er die ausgezogen und sich irgendwo Zivilklamotten geklaut, um so schlimmer!“, rief Hinnerk. „Hatte er ein Gewehr oder eine Pistole dabei?“

„Nein“, sagte Jette, „hatte er nicht.“

„Der war völlig fertig. Wenn wir nicht bald was tun, stirbt er“, sagte Martha.

„Und was ist, wenn das ein Verbrecher aus Esterwegen ist?“ Jette sah Hinnerk in die Augen.

„Woher weißt *du* denn davon?“, staunte Hinnerk.

„Hat meine Mutter mal von erzählt. Da müssen die Schwerverbrecher im Moor arbeiten.“

„Mein Vater kannte einen, der da gewesen war“, sagte Hinnerk leise, „der hat kein Wort darüber gesagt, was er da alles erlebt hat. Wenn er das getan hätte, hätten die ihn gleich wieder abgeholt.“

„Wer: *die*? Wer hätte ihn wieder *abgeholt*?“, fragte Martha.

„Na, die Gestapo. Die schnappt sich den dann gleich wieder. Das geht ganz schnell.“

Alle drei sahen zu Boden. Dann wandte sich Martha wieder an Hinnerk: „Und was passiert mit so einem, der da im Graben liegt, wenn wir das melden?“

„Weiß ich nicht“, brummte Hinnerk. „Der wird bestimmt erstmal verhört. - Oder...“

„Oder *was*?“, fragte Martha.

„Keine Ahnung...“, Hinnerk zögerte. „Kommt wohl darauf an, wie die hier beim SS-Kommando drauf sind...“ Die Soldaten der Waffen-SS hatten sich im Schulgebäude bei der Evangelisch-Reformierten Kirche einquartiert. Da war immer allerhand los.

„Meinst du, die erschießen den ... einfach so?“, fragte Martha und schaute zu Jette, die jetzt auch vom Boden aufschaute und zu Hinnerk hinübersah.

„Es ist Krieg, da herrschen andere Gesetze.“ Hinnerk versuchte dem Blick der beiden Mädchen standzuhalten, sah dann aber doch zur Seite.

„Gesetze? Ich glaube, es gibt schon lange überhaupt keine Gesetze mehr!!“, rief Martha ziemlich laut. Jette sah ihre Freundin erschrocken an.

„Mensch!“, zischte sie. „Das muss doch nicht jeder mitkriegen...“

Auch Hinnerk sah sich um, aber von den anderen Spielern war keiner mehr in Hörweite.

„Also? Was machen wir?“, fragte Jette.

„Wir gehen zu Bürgermeister Lübbert“, schlug Martha vor, „denn die SS-Leute schlagen den bestimmt gleich tot.“

„Ich bin auch dafür“, sagte Jette. Hinnerk zögerte, aber nicht lange.

Bürgermeister Lübbert war gar nicht begeistert über das, was die Drei ihm aufgeregt erzählten. Fräulein Schneider, seine Sekretärin, sah von ihrer Schreibmaschine, auf die sie gerade einhämmerte, zu ihnen hinüber.

„Der liegt nicht weit von der Bahnlinie entfernt, in einem ausgetrockneten Graben“, sagte Jette und zeigte Lübbert die Stelle auf der Wandkarte in seinem Büro.

Lübbert griff zum Telefon. Dann zögerte er.

„Ruf doch erstmal bei dem jungen Nanninga an, der hat doch einen Handwagen“, sagte Fräulein Schneider.

„Und was dann?“, fragte Lübbert.

„Dann bringt ihr ihn ins Spritzenhaus. Ich sage Frau Doktor Körte Bescheid, die kann den erstmal medizinisch versorgen“, sagte Fräulein Schneider und wandte sich wieder ihrer Schreibmaschine zu.

„Aber ich muss doch der Waffen-SS...“, versuchte Lübbert dagegenzuhalten.

„Nix, aber. Dem Mann muss geholfen werden. Zu essen und trinken braucht er auch was. Ich kümmere mich darum.“

Sehr langsam wählte Lübbert eine Nummer.

„Du Didi, du musst mal ganz schnell rüberkommen! ... Nein, das geht nicht so am Telefon... Nein! Du kommst sofort! Und bring deinen Handwagen mit! Das ist ein Befehl!!“ Er legte auf, seufzte und strich mit der Hand über seine seit Tagen nicht rasierten Bartstoppeln. Fräulein Schneider sah ihn an und lächelte.

„Also, ihr geht jetzt nach Hause“, sagte Lübbert. „Aber kein Wort zu jemandem, hört ihr?“ Er sah die Drei streng an und schob sie aus der Tür. „Wir haben schon genug Ärger ... so kurz vor Schluss...“ Er hörte schon nicht mehr Marthas bange Frage: „Und was macht ihr dann mit dem Mann? ...“

Da wird man dir deine perversen Flausen schon austreiben

Der Kapo in der Effektenkammer des Strafgefangenenlagers Esterwegen VII musterte den Neuankömmling missmutig.

„Name?“, schnarrte er.

„Walter Köster!“, antwortete der Angeschmaltzte und grüßte vorsichtshalber militärisch.

„Du hast hier die Gefangenen-Nummer 1195 / 44, merk dir die. – Welchen Tag haben wir heute?“

„13. Oktober 1944!“ Der Kapo schrieb das Datum in eine Liste.

Köster musste seine eigene Kleidung, die er im Wilhelmshavener Gefängnis zurückbekommen hatte, ausziehen. Und bevor er in die graue Lageruniform steigen musste, wurden noch seine Körpergröße und sein Gewicht gemessen: 1,70 m und 67,9 kg. Der Kapo las vor, was von ihm nun – „Bis zum Verrotten!“ – in der Effektenkammer gelagert würde:

- „- Eine blaue Bluse mit Reißverschluss
- eine blaue Knickerbocker
- ein Sportgürtel
- ein Paar grüne Sportstrümpfe
- ein gestreiftes Unterhemd
- ein blaues Sporthemd (defekt)
- zwei Taschentücher und...
- eine Nagelbürste...“

Köster war jetzt 36 Jahre und drei Monate alt. Seit seiner Verurteilung in Brest im Februar 1942, wo er ein Jahr Gefängnis und den Entzug der bürgerlichen und militärischen Ehrenrechte bekam, hatte er eine furchtbare Odyssee in den Mühlen der Justiz hinter sich.

Im April 1943 wurden seine Akten nach Wilhelmshaven zum Nordsee-Personalamt geleitet. Seitdem galt er als „Hangtäter“ und wurde im Juni aus der Wehrmacht entlassen. Dann kam er nach Karlsruhe in die Strafanstalt.

Das Haus seiner Eltern in Bremen war unterdes bei einem heftigen Bombenangriff schwer beschädigt worden. Die Hälfte des Dachs war eingebrochen und einige Wände hatten gefährliche Risse davongetragen. Seine Mutter bat deshalb bei der Militär- und Gefängnisverwaltung um Hafturlaub für Walter, damit er ihr bei den Instandsetzungsarbeiten helfen könne. Der Hafturlaub wurde auch tatsächlich gewährt. Die Wohnung konnte notdürftig repariert werden. Es regnete noch immer an einigen kleineren Stellen durchs Dach, aber sie konnten zumindest einigermaßen sicher sein, dass nicht im nächsten Moment alles über ihnen zusammenkrachte.

Wie hatte seine Mutter geweint, als nach ein paar Tagen wieder ein Polizist vor der Tür stand und ihren Sohn mit zur Wache nahm. Da dieses Mal ein minderjähriger Schüler Walter beschuldigt hatte, mit „ihm was Schlimmes“ gemacht zu haben, war natürlich der Hafturlaub zu Ende. Seine Beteuerungen, gar nichts gemacht zu haben, wurden nicht geglaubt, den bestehenden Verdacht konnte er nicht entkräften. Im Oktober 1943 wurde er in Buxtehude zu 2 Jahren und 6 Monaten Zuchthaus verurteilt.

Selbst ein positives Führungszeugnis, das ihm sein früherer Kompaniechef vom Kommando Sperrbrecher 8 ausgestellt hatte, nützte nichts mehr: Er wurde darin sogar als „im Fachdienst gut und zuverlässig“ beurteilt; er sei „arbeitsam“ und versuche, auch „seine Kameraden gut anzuleiten“. Er habe insgesamt „seinen Dienst mit gleichbleibendem Eifer“ versehen.

In ihrer Verzweiflung verfasste seine Mutter zusammen mit einem Anwalt ein Gnadengesuch: Sie bat das Gericht, seine Strafe zu mildern und nach Möglichkeit ihm zu bewilligen, dass er zu

einer Bewährungskompanie an die Front komme. Dieser Versuch scheiterte, obwohl dringend Marinesoldaten gesucht wurden.

Es kam aber noch schlimmer. Denn die Gefängnisverwaltung in Wilhelmshaven stellte fest, dass Kösters Urteil gar nicht rechtskräftig sei, da es nie bestätigt worden war. Das hieß, dass eine neue Gerichtsverhandlung – und nun vor dem zuständigen Gericht in Wilhelmshaven – stattfinden müsse. Und hier wurde ein neues medizinisches Gutachten beantragt. Ein Oberregierungsrat Dr. Rodenberg verspritzte darin seinen ganzen Hass auf die „perversen Homosexuellen“, so dass nichts anderes als eine Bestätigung der 2 Jahre und 6 Monate Zuchthaus dabei herauskommen konnte. Im September 1944 wurde er aus dem Gerichtsgefängnis Wilhelmshaven überführt zur Oberstaatsanwaltschaft in Oldenburg.

Und von dort wurde er schließlich ins Emsland deportiert. Vom Polizeipräsidenten in Lingen war er nun dem berüchtigten Gefangenenstraflager Esterwegen VII zugewiesen worden. „Na, Freundchen, da wird man dir deine perversen Flausen schon austreiben!“ Das wurde ihm noch mit auf den Weg gegeben.

Der Kapo blickte auf die Uhr.

„Du meldest dich in Baracke 111 – und zwar ein bisschen zackig!“

„Jawoll!“, rief Köster, was sollte er auch sonst rufen. Von nun an endete seine Welt an einem Lagerzaun.

Das geht uns nichts an, mein Junge

„Lasst bloß den Dreckskerl liegen und gebt ihm nicht auch noch was zu essen! Lasst ihn krepieren!!“ Otto Büttner, der Hilfspolizist, brüllte das. Alle nannten ihn nur ‚Timoschenko‘; er war im ganzen Dorf als brutaler, gefährlicher Schläger bekannt, ein Sadist niederster Sorte. Es fehlte nur noch der Schaum vorm Mund, so wütend war er wieder mal.

„Feuerwehr-Gerätehaus“ stand in verwitterter Frakturschrift auf dem wohl einmal weiß gestrichenen Schild, über den drei Toren des flachen Backstein-Gebäudes in der Bahnhofstraße. Seit Menschengedenken hieß es aber für alle Ihrhove das „Spritzenhaus“. Die Tore waren zumeist nicht abgeschlossen. Deshalb hatte Lübbert, als der zerlumpte, fast verhungerte Mann aus dem Hammrich geholt und provisorisch in einen leerstehenden Raum gezerrt worden war, Dietrich Nanninga und seinem Bruder Willi befohlen, den Gefangenen abwechselnd nachts zu bewachen. Wenigstens so lange, bis entschieden war, was mit dem wahrscheinlich aus Esterwegen Geflohenen weiter geschehen sollte.

„Habt ihr nicht gehört?“, brüllte Büttner wieder. „Ihr sollt dem nichts zu essen geben! Der soll verrecken!!“

Vor dem Eingang standen einige Dorfbewohner, jüngere und ältere, die dem Schreihals den Weg versperrten. Der jüngste unter ihnen war sicher Wolf Papenhoff, einer der beiden Söhne des Auktionators in Ihrhove. In sechs Tagen, am 19. April 1945, würde er 5 Jahre alt. Sein Vater war weit weg von Ihrhove. Ein letztes Lebenszeichen hatte seine Mutter von ihm vor drei Jahren erhalten, eine Postkarte mit einem großen Gebäude darauf, vielleicht ein Hotel. Einige Menschen spazierten über einen Platz, am Rand fuhr eine Straßenbahn. Unten links war der Name der Stadt zu lesen: „Beograd“. Mutter hatte gesagt, dass er weit weg in einem anderen Land sei. Auf der Rückseite der Karte stand: „Herzlichen Gruß euch allen Euer Pappi...“ Mehr nicht. Warum sein *Pappi* dort war und was er dort machte, das hatte er nicht verstanden, als er seine Mutter fragte.

Wolf starrte mit schreckgeweiteten Augen auf den zerlumpten Mann, dem jemand eine Decke auf das Stroh gelegt hatte. Ein zerbeulter Blechnapf stand in Reichweite des Mannes. So einen Blechnapf hatte bei ihnen zu Hause nur die Katze. Was hatte der Mann denn getan? Er verstand das nicht. Die traurigen Augen dieses Mannes würde er jedenfalls nie vergessen.

Zwei Frauen hockten in dem übelriechenden Spritzenhaus-Raum, in dem der Gefangene apathisch lag. Eine der Frauen, mit einer weißen Haube über dem schwarzen Haar, in einen langen grauen Rock gekleidet, war die sogenannte Gemeindegemeinschaft, Schwester Lucy, die für alle Kranken und Pflegebedürftigen im Dorf zuständig war. Ständig war sie auf einem gut geölten Fahrrad unterwegs, um ihre jungen und alten Patienten zu versorgen.

Sie war gerade dabei, den am Vortag angelegten Verband am rechten Bein des Mannes zu erneuern. Die von Blut verkrusteten alten Fetzen lagen neben ihrer Arzttasche, die sie immer bei ihren Unternehmungen dabei hatte. „Geben Sie ihm nicht zuviel auf einmal von der Gemüsesuppe, Frau Doktor“, sagte Schwester Lucy zu der Frau, die neben ihr hockte. Sie hieß Irene Körte und war die einzige Ärztin im Dorf neben zwei weiteren Ärzten. Sie nickte und tauchte den Löffel zurück in den Blechtopf mit der Suppe. Der hohlwangige Gefangene stöhnte und versuchte das verletzte Bein an sich zu ziehen, ließ es aber mit einem unterdrückten Schrei wieder in die Ausgangslage zurücksinken. Dann zupfte er Frau Dr. Körte am Arm und öffnete gierig den Mund, in dem einige Zähne fehlten. Sie reichte ihm einen weiteren Löffel Suppe.

Büttner war inzwischen, weil sich keiner um sein Gebrüll kümmerte, wutschraubend davon gestapft, nicht ohne noch etliche Drohungen von sich zu geben.

„Jetzt muss er sich erstmal wieder Mut ansaufen“, sagte Frau Dr. Körte. „Der ist ja so entsetzlich dumm.“

„Da haben Sie recht, Frau Doktor.“ Schwester Lucy steckte den alten Verband in eine Papiertüte. „Aber er ist so verdammt gefährlich, nicht nur, wenn er stockbesoffen ist. Man möchte ihm nicht im Dunkeln begegnen.“ Sie stand auf, legte ihre Hand auf die Stirn des Gefangenen und seufzte: „Sein Fieber geht einfach nicht runter.“ Dann stand sie seufzend auf, ging zu ihrem Fahrrad, das an einem Baum lehnte, und fuhr Richtung Bahnhof davon.

Jette Terborg und Martha Möhlmann drängten sich jetzt durch die vor dem Tor Stehenden.

„Frau Doktor“, sagte Martha, „ob man wohl mit dem Mann sprechen kann?“

„Er ist sehr entkräftet und muss sich erstmal erholen“, sagte sie. „Habt ihr beiden ihn nicht als Erste im Hammrich entdeckt?“

„Ja, gestern Nachmittag. Dann waren wir beim Bürgermeister und der hat ihn dann zusammen mit Didi Nanninga geholt“, sagte Jette.

„Was passiert denn jetzt mit dem?“, fragte Martha mit leiser Stimme.

„Das kann ich dir auch nicht sagen“, antwortete Frau Dr. Körte ebenso leise. „Wenn der Krieg bald aus ist, könnte er Glück haben. Aber egal, was er ausgefressen hat – wir müssen ihm helfen, hört ihr?“ Martha nickte sofort, Jette schien etwas zu zögern.

Frau Dr. Körte verließ jetzt auch den Raum. „Ich lass euch noch den Suppentopf hier. Gebt ihm immer mal ein paar Löffel. Ich muss wieder in meine Praxis. Wenn irgendwas ist, sagt ihr mir Bescheid, ja?“

Beide Mädchen nickten und wandten sich dann dem Gefangenen zu.

„Wie heißen Sie denn?“, begann Jette.

„Walter Köster“, antwortete er so leise, dass sie noch einmal nachfragen musste.

„Sind Sie aus Esterwegen geflohen?“, fragte Martha.

Köster zögerte, dann nickte er.

„Und wie alt sind Sie?“

„36.“ Der sieht eher wie 80 aus, dachte sie.

„Könnte ich nur meine Mutter in Bremen wiedersehen...“, flüsterte er und seine Augen füllten sich mit Tränen. Martha gab ihm ein Taschentuch.

„Warum sind Sie denn nach Esterwegen gekommen? Haben Sie jemanden umgebracht?“ Bei dieser ungeheuerlichen Frage von Jette zuckte Martha zusammen und blickte erschrocken auf Köster, der ängstlich die Augen aufriss. Dann wandte er den Kopf zur Seite und starrte vor sich hin. Er stöhnte und schwieg. Dann sah er Jette wieder an.

Schließlich begann er zu sprechen: „Ich habe heimlich BBC gehört ... und jemand hat mich verpiffen.“ Er schluckte und schaute auf den Suppentopf. Martha nahm den Löffel und flößte ihm ein wenig Suppe ein.

„Und das reicht, um in so ein Lager zu kommen?“, fragte Martha ungläubig. Ihre Mutter ging ja auch manchmal in den Keller und legte eine Decke übers Radio. Dann steckte sie den Kopf darunter und hörte Nachrichten, die extra auf Deutsch aus England kamen. Daher wusste ihre Mutter immer, wo die Engländer gerade mit ihren Panzern standen. In diesen Tagen schon an der Ems bei Rhede. Und Martha musste dabeistehen und aufpassen, wenn jemand kam. Dann stellte ihre Mutter das Radio blitzschnell aus und versteckte die Decke. Und Martha durfte auf keinen Fall mit jemandem darüber reden, auch mit Jette nicht. Das hatte die Mutter ihr eingeschärft. Erst jetzt wusste sie, warum ...

„Zur Zwangsarbeit bin ich nach Esterwegen gekommen. Das war die Hölle“, flüsterte Köster und drehte den Kopf zur Wand.

Martha sah Jette an und sagte: „Ich glaube, er muss jetzt wieder ausruhen. Das ist zu anstrengend für ihn.“

„Du hast recht“, sagte Jette und gab ihm noch einen Löffel Suppe. Köster schloss die Augen.
„Wir kommen morgen wieder“, sagte Martha beim Gehen.

Vor ihnen standen jetzt die anderen Dorfbewohner und tuschelten, bevor sie ihnen Platz zum Durchgehen ließen. Alle waren sehr ratlos.

Und viele waren in Gedanken dabei, sich auf die Tage der Besetzung vorzubereiten, hatten nach Plätzen außerhalb des Dorfes gesucht, wo sie den Einmarsch der alliierten Truppen abwarten und vor allem überleben konnten. Einige gruben Verstecke für den Familienschmuck und das Tafelsilber, andere vergruben lieber Nazifahnen und Hitlers „Mein Kampf“. Oder verbrannten alles, was irgendwie auf die Nazis hinweisen konnte.

Auch englisch-deutsche Wörterbücher aus der Zeit vor 1933 standen hoch im Kurs. Weiße Bettlaken wurden auffällig häufig gewaschen in letzter Zeit...Nur nichts mehr riskieren, die Waffen-SS kampierte ja noch immer im Schulgebäude an der Evangelisch-Reformierten Kirche. Die waren unberechenbar. Die hatten sogar Panzersperren auf den wichtigsten Ortsstraßen gebaut. Der Bürgermeister sorgte aber dafür, dass sie für die Bewohner noch durchlässig blieben. Nur für die Bewohner...? Und einige im Dorf bemerkten Anzeichen dafür, dass die SS und andere Soldaten, die für die Verteidigung Ihrhoves und Umgebung da waren, klammheimlich den Rückzug in Richtung Leer vorbereiteten. Aber darauf wollte sich lieber keiner verlassen.

Wolf blieb als einer der Letzten übrig, nachdem die meisten sich wieder ihrem tristen Kriegsalltag zuwendeten. Er schaute noch einmal in den Raum. Der Mann schlief unruhig mit weit aufgerissenem Mund. Hatte er sich denn nie die Zähne putzen können? Das, was von den Zähnen übrig war, sah gruselig aus.

Jäh wurde er aus seinen Gedanken gerissen. Schon wieder diese verfluchte Sirene, direkt hinter ihrem Haus an der Großwolderstraße! Er rannte wie der Blitz nach Hause, wo Mutter schon mit seiner großen Schwester und seinem älteren Bruder am Kellereingang wartete. „Wo warst du denn schon wieder? Du sollst doch nicht so weit vom Haus weglaufen!“ Unten im Keller warteten sie auf das Brummen der Flugzeuge.

„Was hat der Mann im Spritzenhaus denn getan?“

„Das geht uns nichts an, mein Junge“, antwortete seine Mutter. Wolf sah zu ihr auf: „Aber der war so traurig.“ Er schluckte. Dann kamen die Bomber, die flogen aber weiter. Bis Leer, wo die Flammen der Kasernen die ganze Nacht über den Himmel rot färbten.

Haut bloß ab, ihr Pattjacksen

Anfang April 1945 war das Lager Esterwegen voller Gerüchte. Die Häftlinge in den Baracken spürten die zunehmende Nervosität der verhassten Wachleute in ihren blauen Polizei-Uniformen. Einige trietzten die Gefangenen stärker als in den vorhergehenden Monaten, die meisten jedoch wirkten verunsichert, ließen Sachen durchgehen, die zuvor Strafverschärfung bedeutet hätten. Das Artilleriefeuer näherte sich langsam, aber unaufhörlich; und natürlich wirkte das auf die Ohren der Gefangenen ganz anders als auf die Ohren der „Blauen“.

Hartmut Rogge, ein 40jähriger Schriftsetzer, hatte in der Zeitung, für die er täglich Setzkästen herstellte, einen einzigen Buchstaben hinter ein Wort am Ende eines strammen Durchhalte-Appells des Gauleiters von Leer geschmuggelt. Er kauerte auf seiner Pritsche in der Baracke 111 und biss in eine Brotkante, die er sorgsam in seinem Bett versteckt hatte. Sein Setzer-Kollege, auch ein KPD-Genosse im Untergrund, hatte damals unter der Folter der Gestapo nicht durchgehalten. Ein einziger Buchstabe hatte aus „Heil Hitler“ „Heilt Hitler“ gemacht. Und nun saß Rogge hier, völlig entkräftet, in ständiger Angst, wegen eines Buchstabens letztendlich in einem Massengrab zu verrecken.

Karl Bünning saß Rogge gegenüber, zusammengekrümmt und ausgemergelt. Er war jünger als Rogge, erst 34. Ihn hatten sie erwischt, als seine siebenköpfige Widerstandsgruppe aufgefliegen war. Sie wollten die Bahnstrecke unterbrechen, die von Westen, aus den Niederlanden kommend, bei Ihrhove in die Süd-Nord-Bahnstrecke einfädelt. Sie hatten von den Juden im niederländischen KZ Westerbork in der Nähe von Assen gehört, die von dort zum Teil über Winschoten und Weener, dann über den Bahnknotenpunkt Ihrhove, über Leer, Oldenburg, Hannover und Berlin in die Vernichtungslager nach Polen deportiert wurden.

Die Viehwaggons der Reichsbahn, in denen die Juden während ihres Transports zu den Gaskammern zusammengepfercht waren, standen manchmal nachts auf einem Abstellgleis, in der Nähe der Viehverladerampe an einem Bahnübergang in Ihrhove. Die wenigen Ohrenzeugen der verzweifelten Schreie der Gequälten schwiegen über dieses Verbrechen. Nur ganz wenige Mutige steckten in der Dunkelheit, trotz der schießbereiten SS-Bewachung, den Gefangenen Essbares und Wasserflaschen durch die Luftlöcher zu.

Als Ziel hatte sich die Widerstandsgruppe ausgerechnet die zu gut bewachte Eisenbahnbrücke, die bei Hilkenborg über die Ems führte, ausgesucht. Nur drei von sieben Mitgliedern wurden nicht zum Tode verurteilt, Bünning gehörte zu den „Glücklichen“, die „nur“ ins Moor bei Esterwegen geschickt wurden.

Von der Pritsche über Bünning baumelten die abgemagerten Beine von Walter Köster, der bei seiner letzten Gewichtsüberprüfung nur noch knapp 60 kg wog, 8 kg weniger als bei seiner Einlieferung im Oktober 1944.

Diese verfluchten Entwässerungsgräben, die sie Tag für Tag, von frühmorgens bis spät abends ausheben mussten, immer bis zu den Knien im Wasser. Köster ließ sich vorsichtig von oben herab. Bünning half ihm, damit er sich nicht die staksigen Beine brach. Mit rasselndem Atem setzte Köster sich neben Bünning.

„Das kann doch nicht mehr lange dauern“, flüsterte Köster. „Morgen oder übermorgen passiert was.“

„Und was meinst du, was passiert?“, fragte Rogge leise vom Bett gegenüber. „Die schießen uns alle übereinander. Bestimmt. Die vernichten uns und verbrennen dann alle Dokumente.“

„Sie müssen jedenfalls irgendwas machen, wenn die Front immer näherkommt“, flüsterte Köster aufgeregt. „Vielleicht evakuieren. Weg von der Front, was weiß ich, wohin.“

„Das sind doch alles Latrinenparolen!“, schimpfte Bünting. „Wie soll das denn gehen? Hier im Lager sind um die 2000 Gefangene, so viele Gewehre zur Bewachung haben die hier gar nicht. Die jagen uns alle ins Moor, damit wir da ersaufen!“

„Ach was, die evakuieren uns von der Front weg nach Norden. Und dann können wir uns absetzen“, beharrte Köster, „unsere letzte Chance! Die Front kommt doch immer näher, das hört man doch!“

Bünting und Rogge schüttelten ungläubig die Köpfe, so viel Naivität war kaum auszuhalten.

„Wir haben uns doch geschworen, zusammen zu überleben.“ Kösters Stimme wurde immer schwächer.

„Komm, lass uns lieber noch ein paar Stunden schlafen“, raunte Bünting.

Bald darauf war in der Baracke 111 nur noch ein vielstimmiges Schnarchen zu hören, manchmal von leisem Wimmern und entsetzlichen Hustenanfällen durchbrochen.

Im Morgengrauen ertönten plötzlich, ohne jegliche Vorwarnung oder Erklärung, Appellschreie in den Baracken. Die meisten Gefangenen fürchteten, jetzt habe ihre letzte Stunde geschlagen. Das konnte doch nur heißen: Antreten zum Erschießen, nur verzögert dadurch, dass sie noch ihr eigenes Massengrab schaufeln mussten.

Umso erstaunter waren sie, als ihnen beim Appell – jedem Einzelnen! – ein dickerer Kanten Brot und eine verschließbare Blechbüchse mit Muckefuck in die Hand gedrückt wurden. Sollten sie vor dem Erschießen noch eine Henkersmahlzeit bekommen? Ungläubig blickten die meisten Gefangenen auf die unerwartete Gabe in ihren Händen.

Danach hieß es auch schon bald „Abmarsch!“. Warum und wohin blieb unbekannt, keiner der Bewacher sprach ein Wort mit den Gefangenen. Der Marsch führte zunächst an einem Kanal entlang.

Karl, Hartmut und Walter blieben auf Tuchfühlung, so wie sie sich auch in den letzten Monaten immer wieder gegenseitig vom Aufgeben abgehalten hatten.

„Merkwürdig, dass sie uns Richtung Westen scheuchen“, keuchte Bünting und zeigte auf die noch tief stehende Sonne. „Wollen die uns vielleicht der Front entgegenjagen?“

„Glaub ich nicht, da würden wir doch sofort auf die Tommys zu rennen. Dann müssten sie uns von hinten erschießen, das gibt doch gar keinen Sinn.“ Walter hatte Schwierigkeiten, mit dem Tempo der Getriebenen Schritt zu halten.

„Aber was könnten die denn sonst mit uns vorhaben...?“, raunte Rogge und verstummte plötzlich, weil einer der Wachleute ihr Flüstern bemerkt hatte. Er musterte sie mit scharfem Blick, unternahm aber zu Rogges Erstaunen nichts, sondern beschleunigte seinen Schritt. Vor ein paar Wochen hätte er noch brutal dazwischengehauen.

Nach ca. 2 Stunden Marsch standen die abgehetzten Gefangenen von Esterwegen vor den Toren eines weiteren Emslandlagers nahe Börgermoor. Einige Bewacher traten abseits zusammen und begannen wild gestikulierend einen heftigen Wortwechsel. Ihr Gebrüll und Gefluhe, das bis an die Ohren der Häftlinge drang, erweckte den Anschein, als wüssten sie nicht, wie und wohin es nun weitergehen solle.

Schließlich wurden die Gefangenen in zwei Gruppen eingeteilt. Karl, dem Saboteur, Hartmut, dem Schriftsetzer, und Walter, dem Marinemaschinisten, gelang es zusammen zu bleiben. Die eine Gruppe musste den ganzen Weg am Kanal zurückmarschieren. Warum wurde nicht gesagt, nur Befehle wurden geschrien. Manchmal fiel ein Schuss. Die andere Gruppe mit Karl, Hartmut und Walter musste sich in Richtung Nordosten in Bewegung setzen.

„Hab ich doch gesagt“, röchelte Walter, „die schicken uns weg von der Front!“ Die anderen beiden sagten nichts, denn sie suchten schon nach einer Gelegenheit zu fliehen. Es ging jetzt

durch eine bewohntere Gegend, vereinzelte Gehöfte lagen am Wegrand oder etwas weiter weg von dem Sandweg, auf dem sie vorwärts stolperten.

Nach etwa 2 Stunden, sie waren an einer Weggabelung angelangt, kam der Befehl zu stoppen. Wie sich kurz darauf herausstellte, um auf den Teil der Gefangenen zu warten, die zwar zuvor den Rückweg am Kanal nehmen musste, dann aber auch weiter Richtung Norden getrieben worden war.

Die nun wieder vereinte Kolonne befand sich jetzt immer noch in einer Moorlandschaft, die aber nördlich davon in eine Gegend übergang, in der die Wiesen und Getreidefelder mehr und mehr von Wallhecken umsäumt waren. Karl, der hier, in dem Landstrich zwischen Papenburg und Leer, geboren war, hatte Hartmut und Walter mit dieser Kulturlandschaft vertraut gemacht: Hier hatten Karl und seine Freunde ihre Jugendzeit verbracht, hatten Hütten gebaut aus Ästen, die mit Heu bedeckt wurden; hatten auf den Äckern übrig gebliebene Kartoffeln überm Feuer gebacken; hatten Rüben geknabbert und waren hoch oben auf den Heuwagen von den Feldern zu den Bauernhöfen mitgefahren. Als Winnetous und Old Shatterhands waren sie aufeinander losgestürmt, hatten sich an den Marterpfahl binden und wieder befreien lassen. Die Schrammen und Beulen, die diese Spiele zur Folge hatten, waren das Paradies gewesen gegen die Höllenschmerzen bei der so genannten ‚Moorkultivierung‘ in Esterwegen.

Die Gefangenen setzten sich langsam, unter Ächzen und Wimmern, in Bewegung. Sie kamen nach kurzer Zeit durch zwei Teile einer Ortschaft namens Burlage. Zum ersten Mal seit Monaten oder Jahren sahen die zerlumpte Häftlinge andere Menschen, die in Freiheit ihrer Arbeit nachgingen; Männer und Frauen, Jugendliche und Kinder, die erschrocken in die Häuser flüchteten, dort manchmal verstohlen hinter den Gardinen auf die ausgemergelten und verdreckten Gestalten starrten, die von Uniformierten mit Gewehren in Schach gehalten wurden.

Einige Gefangene, denen alles egal war, liefen zu den Fenstern und Türen und bettelten um Wasser und Brot. Die meisten wurden von den Wachleuten brutal zurückgeschickt, aber ganz Wenigen gelang es, die durchweg gut genährten Bewohner, Bauern zumeist, zu erweichen. Hastig verschlangen oder schlürften sie das Ergatterte, bevor die Bewacher sie wieder in die Marschkolonnen zurück prügeln. Es gab aber genauso Rufe wie: „Haut bloß ab, ihr Pattjacken!!!“ Auch mit Stöcken, ja sogar mit Äxten wurde gedroht.

In diesem Dorf gelang es den ersten Gefangenen sich abzusetzen, viele wurden aber von den Bewohnern denunziert und von den Wachleuten wieder ‚ingesammelt‘, wie es in deren Jargon hieß. Es fielen jetzt immer häufiger Schüsse, Flüchtende wurden verletzt oder erschossen.

25 km nördlich von Börgermoor entfernt war die graue Kolonne in Collinghorst eingetroffen. Dort gab es tatsächlich noch einmal Verpflegung wie am frühen Morgen. Als dann die Wachleute plötzlich den Befehl aus Leer bekamen wieder zurückzumarschieren, ergriffen über hundert Gefangene die Gelegenheit zur Flucht, unter ihnen auch Hartmut, Karl und Walter.

Walter war der Schwächste von ihnen, er hatte einen Durchschuss der Wade bekommen. Karl und Hartmut mussten ihn, als sie endlich außer Reichweite der wild hinter ihnen her schießenden Verfolger waren, die jetzt andere Geflüchtete aufs Korn nahmen, abwechselnd auf dem Rücken tragen.

Es war stockfinster, als sie endlich einen einzelnen Kuh-Unterstand auf einer Wiese an einem Waldstück fanden, in dem sie - neben den geduldigen Kühen - bis zum nächsten Morgen durchschliefen.

Ihr habt doch Augen im Kopf

Am Dienstagmorgen, dem 17. April, begrüßten sich Renate Schneider, die auf dem Weg zu ihrer Arbeitsstelle im Ihrhover Gemeindebüro war, und Schwester Lucy, die gerade begonnen hatte ihre Patienten zu besuchen und zu verarzten. Renate Schneider hatte gerade beim Bäcker Siebrandt noch ein paar Scheiben Schwarzbrot ergattert und wollte noch bei der Post vorbeischaun, als Schwester Lucy mit quietschenden Bremsen neben ihr anhielt. Beide waren an das in den letzten Tagen immer näherkommende Knattern des Artillerie- und Flakfeuers gewöhnt. Nur kräftigeres, dumpfes Rummsen ließ sie noch für einen Augenblick zusammenzucken. Schlimmer war das unberechenbar einsetzende Sirenengeheul, das wieder Bomber der Royal Airforce ankündigte. Dann musste man schon möglichst schnell einen der Luftschutzkeller erreichen, auch wenn die meisten Bomber weiter in Richtung Leer oder Emden flogen.

„Moin, Renate“, keuchte Lucy. „Ich glaub, du hast mir gerade die letzten Schwarzbrot-scheiben weggeschnappt.“

„Das tut mir leid, Lucy. Soll ich dir welche abgeben?“ Sie reichte ihr die geöffnete Tüte hin.

„Nee, Renate, lass man“, seufzte Lucy. „Wäre bloß mal was anderes gewesen als nur hartes Kommissbrot für unsern armen Kerl da drüben.“ Und sie zeigte in Richtung Spritzenhaus, auf das sie jetzt langsam zuzogen.

„Hier hast du welche für ihn“, insistierte Renate und ging erst weiter, als Lucy die Scheiben in ihrer Arzttasche verstaut hatte.

„Was wird denn nun mit dem jungen Mann, Renate? Hat Lübbert ne Idee?“, fragte Lucy leise.

„Keine Ahnung.“ Renate blickte sich um, bevor sie dann näher zu Lucy trat, um ihr zuzuflüstern: „Ich glaub ja, er hofft, dass die Tommys bald hier sind. Dann löst sich das Problem vielleicht von selbst. Aber: ... Pscht!“

„Diese SS-Typen bei der Kirche würde ich auch nicht vermissen, wenn die sich vom Acker machen“, legte Lucy los. Sie wusste, dass Renate ihre Haltung kannte. Renate dachte ja genau wie sie, nur nicht so laut.

„Ja, ich bin ja schon still.“ Lucy legte Renate die Hand auf die Schulter, weil sie ihren ängstlichen Blick sah.

Die beiden wurden jetzt aufmerksam auf ein paar Männer und Frauen, die vor dem Spritzenhaus erregt umherliefen, heftig gestikulierten und aufeinander einredeten.

Sie ahnten nichts Gutes. Und als Schwester Lucy sich mit ihrem Arztkoffer durch die Streitenden einen Weg gebahnt hatte, verschlug es ihr den Atem. Sowa hatte sie noch nicht gesehen: Walter Köster lag wie leblos in einer Ecke des Raumes, blutüberströmt und seltsam verdreht. Nur ein leises Röcheln war noch zu vernehmen.

Dietrich Nanninga hatte seit dem 12. April, als er Köster mit dem Handwagen aus dem Hamrigh-Graben geschleppt und in das Spritzenhaus gebracht hatte, abwechselnd mit seinem Bruder Willi Wache geschoben. Das hatte Bürgermeister Lübbert so angeordnet. Jetzt wurde er von anderen Dorfbewohnern, die Köster in diesem üblen Zustand vorgefunden hatten, angeschrien, wie das passieren konnte.

„Warst du das etwa??“, schrie ein älterer Mann mit hochrotem Kopf und fuchtelte drohend vor Nanningas Gesicht herum. Der wich erschrocken zurück und wurde sofort von den anderen daran gehindert, sich davonzustehlen.

„Ich habe den nicht angerührt und Willi auch nicht!“, rief Nanninga verzweifelt und hob die Hände vor die Brust, weil er fürchtete, verprügelt zu werden.

„Aber ihr hättet das doch mitkriegen müssen! Ihr bewacht den doch dauernd! Ihr habt doch Augen im Kopf!“, rief eine jüngere Frau, die einen Topf Suppe für den Gefangenen bei sich hatte.

„Ich schwöre, ich hab den Gefangenen erst heute morgen so gefunden!“, versuchte Nanninga zu erklären. Und dann sagte er etwas leiser: „Mein Bruder und ich waren gestern Abend und in der Nacht gar nicht am Spritzenhaus...“

„Ach nee!“, rief der Mann, der direkt vor Nanninga stand. „Ihr wart wohl in der Kneipe, oder was??“

„Gestern gegen Abend kamen Leute hierher zu uns, die sagten, bei euch im Bauernhof ist eingebrochen worden, die Polizei ist schon da. Da sind wir natürlich sofort nach Hause gefahren, um zu gucken, was los ist.“

Die Leute um ihn sahen sich fragend an, und eine ältere Frau sagte nur: „Das ist aber ein seltsamer Zufall...“

Inzwischen war Frau Dr. Körte eingetroffen, die sofort daran ging, die zahlreichen Blutungen des schwer Verletzten zu stillen.

„Wer das gemacht hat, ist kein Mensch mehr, der ist schlimmer als ein Tier.“ Sie war dankbar, dass Schwester Lucy sich neben sie kniete und beim Verbinden half. „Ich fürchte, ihm ist nicht mehr viel zu helfen“, sagte sie zu der Gemeindegeschwester, „wir können nur noch eine Spritze gegen die Schmerzen geben.“

„Hat von euch denn jemand gesehen, wer das war?“, fragte Renate Schneider in die Runde. Alle hatten Köster erst am frühen Morgen in diesem Zustand entdeckt.

„Da kommt doch nur einer in Frage!“, schrie Martha Möhlmann unter Tränen, die ihn als eine der Ersten so vorgefunden hatte. „Ihr habt alle gehört, wer hier immer rumgegrölt und brutale Drohungen von sich gegeben hat!“

Die anderen Männer und Frauen, die vorher noch so laut gestritten hatten, schwiegen jetzt verlegen.

„Ihr wisst es alle! Aber weil er Hilfspolizist hier im Dorf ist, traut ihr euch nicht an ihn ran! Pfui Teufel!“, schrie Martha jetzt und spuckte vor den Herumstehenden aus.

Frau Dr. Körte legte schnell den Arm um Martha und drückte sie an sich. „Ich kann dich gut verstehen“, sagte sie leise. „Aber auch wenn vieles dafürspricht, dass er das getan hat, wir haben noch keine Beweise.“ Und dann flüsterte sie Martha ins Ohr, damit niemand von den Umstehenden es hören konnte: „Wenn der Krieg vorbei ist, kommen alle Nazi-Mörder vor Gericht, dafür werde ich sorgen, das schwör ich dir.“ Marthas Schluchzen wurde nur langsam schwächer. Schließlich löste sie sich aus den Armen der Ärztin und ging langsam die Bahnhofstraße hinunter, nicht ohne sich noch einmal nach Frau Dr. Körte umzudrehen.

Köster war nach der Schmerzspritze in tiefen Schlaf gesunken. Nanninga rückte den Karabiner auf seinem Rücken zurecht und bat dann vorsichtig die Umstehenden weiterzugehen. Was auch einer nach dem anderen schließlich schweigend tat. Die Ärztin weinte, als sie ihre Tasche verschloss. Dann entfernte sie sich auch.

Bürgermeister Lübbert ließ seufzend den Kopf in seine Hände fallen, als seine Sekretärin ihm von dem Überfall im Spritzenhaus erzählte. Dann stieß er leise zwischen den Zähnen hervor: „So eine Scheiße...“

Wir treffen uns nach dem Krieg

Hartmut Rogge und Karl Bunting hatten den ersten Tag nach ihrer Flucht in Collinghorst erschöpft, aber unverletzt überstanden, doch Walter Köster, mit seinem Durchschuss der rechten Wade, ging es immer schlechter. Die Schusswunde konnte nur notdürftig mit abgerissenen Kleidungs Fetzen verbunden werden. Es wäre zu riskant gewesen, einen Arzt zu suchen, sie wussten ja nicht, wie der in diesen letzten Kriegstagen reagieren würde. Im besten Fall würde man ihnen vielleicht nur die Tür vor der Nase zuschlagen, an den schlimmsten Fall mochten sie gar nicht erst denken.

Trinken konnten sie nur, wenn sie auf einer Kuh- oder Pferdeweide eine Handwasserpumpe fanden, die noch funktionierte. Sie mieden die Dörfer oder auch die Ansammlung kleinerer Bauernhöfe. Heute aber waren sie in ein leerstehendes Bauernhaus eingedrungen. Dort hatten sie Schinken- und Wurstreste in einer Vorratskammer gefunden. Die Besitzer waren wahrscheinlich überhastet in den Hammrich geflohen, vielleicht in einen Erdbunker, in dem sie das Kriegsende abwarten wollten. Die Drei konnten sogar in Betten schlafen. Abwechselnd musste jedoch immer einer wach bleiben, falls die Bauernfamilie doch zurückkommen sollte. Es fand sich sogar ein bisschen Verbandszeug, das um Walters Wade gewickelt werden konnte.

Am Morgen war das Wetter umgeschlagen, Regen und kühler Wind erschwerten die weitere Flucht. Sie mieden feste Straßen, weite offene Felder und Weiden, auf denen sie lediglich gute Zielscheiben abgegeben hätten. Sie schlichen möglichst in der Deckung von Wallhecken weiter. Auch Karl, der in der Nähe von Weener im Rheiderland geboren und aufgewachsen war, kannte sich in der Gegend, in die sie jetzt geraten waren, nicht ganz so gut aus.

Sie hatten eine Weile darüber gestritten, in welche Himmelsrichtung sie weiterflüchten sollten. Im Süden lag zwar die näherkommende rettende Front, aber davor tummelten sich natürlich die Wehrmachtsoldaten, denen man doch möglichst nicht in die Hände fallen wollte. Das galt aber eigentlich für alle Himmelsrichtungen. Im Grunde war es egal wohin, sie gingen; nach Norden vielleicht nicht, weil man dort eigentlich vor den Deutschen *und* den Engländern weglief.

Sie einigten sich darauf, gen Westen zu laufen, irgendwann in den nächsten Tagen würden englische Soldaten und Panzer auftauchen, man müsste nur den zurückflutenden deutschen Soldaten ausweichen, am besten sich irgendwo verschanzen. Karl erklärte den beiden anderen, dass sie westlich irgendwo auf eine Eisenbahnlinie stoßen müssten. Die Strecke komme aus dem Ruhrgebiet und führe über Ihrhove und Leer weiter nach Emden.

Am frühen Nachmittag hatten sie sich bis zu einem kleinen Waldstück durchgeschlagen. Von dort aus sahen sie in einigen hundert Metern Entfernung eine kleine, aus nur wenigen Häusern bestehende Ortschaft, an der eine befestigte Straße entlangführte.

„Das könnte die Straße sein, die Papenburg mit Leer und Emden verbindet“, meinte Karl.

„Dann kann es auch nicht mehr weit sein bis zur Bahnstrecke.“

Walter hatte die bisherigen Strapazen nur mit zusammengebissenen Zähnen bewältigt, jetzt war er am Ende. Wie tot lag er hinter einem Brombeerstrauch, von dem aus sie die Umgebung beobachteten.

„Wir müssen weiter, Walter“, flüsterte Hartmut. „Wir müssen irgendwas finden, wo wir die Nacht über bleiben können. Und zu essen und zu trinken brauchen wir auch was.“

Walter rappelte sich mühsam auf, brach dann aber wieder zusammen und blieb liegen.

Hartmut und Karl sahen sich an. „Wir nehmen ihn wieder abwechselnd auf den Rücken“, sagte Karl. Hartmut nickte.

Bei Beginn der Dämmerung hatten die Drei endlich die Bahnlinie erreicht, hatten sich westlich des Bahndammes in den Hammrich geschleppt und lagen nun völlig ausgepumpt in einem ausgetrockneten Graben an einer schützenden Wallhecke. Sie lagen wenige hundert Meter entfernt von einem Ort, den Karl als Ihrhove identifiziert hatte, denn er erkannte den langen Schornstein der Molkerei, die Anfang des 20. Jahrhunderts direkt an der Bahnlinie gebaut worden war. Ein Onkel von Karl hatte dort einige Jahre in der Käseproduktion gearbeitet, bevor er in Oldenburg eine neue Stelle angenommen hatte, die besser bezahlt wurde. Karl hatte sich in die Molkerei geschlichen und tatsächlich ein paar Käsestücke und eine Flasche Milch erbeutet.

Walter war vor Erschöpfung eingeschlafen. Hartmut setzte sich zu Karl am anderen Ende des Grabens.

„Wir müssen uns entscheiden“, flüsterte Karl, „wir können ihn nicht weiter mitschleppen.“

Hartmut schwieg zunächst, dann wandte er leise ein: „Aber wir können ihn auch nicht einfach hier liegen lassen.“

„Wir lassen ihm die Flasche Milch da. Und den Käse.“ Karl seufzte. „Vielleicht findet ihn ja jemand. Dieser Graben liegt nicht weit vom Dorf. Da drüben ist ein Bauernhof, vielleicht bringt der Bauer jeden Morgen die Rohmilch zur Molkerei.“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht.“

Walter war von den Schmerzen im Bein aufgewacht, die Wunde hatte wieder zu bluten begonnen. Er richtete sich ein wenig auf und stöhnte: „Ich kann einfach nicht mehr weiter. Lasst mich doch hier liegen... Vielleicht habe ich ja Glück, und es kommt jemand vorbei, der mich nicht gleich totschießt. ...Und wenn doch ...“ Hier stockte er. Schließlich sagte er mit etwas festerer Stimme: „Versucht euer Glück ohne mich. Wir treffen uns nach dem Krieg!“ Dabei versuchte er ein winziges Lächeln. „Bremen, Essener Straße 1!“

Die beiden Männer schluckten. Karl nahm das Stück Käse und legte es Walter in die Hand. Hartmut stellte die Milchflasche neben ihn. „Wir finden schon was anderes, nimm du das man.“ Nacheinander umarmten sie ihn - sie schämten sich in ihrer Hilflosigkeit. Dann machten sie sich auf den Weg ins Ungewisse. Sie starrten in die schwarze Nacht und wussten: Wenn sie sich umdrehen würden, könnten sie keinen Schritt weiter gehen.

„Nicht vergessen: Essener Straße 1...“, flüsterte Walter ihnen nach. Da waren Karl und Hartmut schon in der mondlosen Nacht verschwunden. Und mit dem Wiedereinsetzen des Artilleriegeknatters im Ohr fiel der Zurückgelassene in tiefen Schlaf. Die Erschöpfung war stärker als der Schmerz.

Gibt es ein schriftliches Urteil?

Am Morgen des 18. April feuerten die in Ihrhove ausharrenden Soldaten von ihren Flakgeschützen unaufhörlich in Richtung Süden. Immer wieder gab es Fliegeralarm, aber die meisten Bomber flogen weiter nach Leer und Emden. Die Dorfbewohner brauchten nicht viel Fantasie, um sich die nächsten Tage vorzustellen. Für die meisten, die Nazis waren und auch die, welche die Nazis hatten gewähren lassen, nahte der Tag der Niederlage und sie ahnten, „der Frieden wird fürchterlich...“ Nur für eine Minderheit würde es der Tag der Befreiung sein, der Beginn der Abrechnung mit dem Nazi-Gesindel. Doch noch war es nicht soweit.

Die Soldaten im Dorf schrien sich immer häufiger an. Es sei doch, verdammt nochmal, langsam an der Zeit, sich Richtung Leer zurückzuziehen. Denn die Zahl der Verbissenen, die scharf auf den „letzten Blutstropfen für Führer und Vaterland“ waren, sank von Stunde zu Stunde. Ganz vereinzelt wurde vielleicht noch auf Hitlers „Wunderwaffe“ gewartet.

Die Zivilisten, soweit sie sich nicht wie die Maulwürfe in ihre *Hammrich*-Erdlöcher am Dorfrand verkrochen hatten, schlichen mit unsichtbaren Scheuklappen um ihre Häuser: Jetzt bloß nichts mehr riskieren, vielleicht irgend so einem Zweihundertprozentigen in die Hände fallen, der überall ‚Wehrkraftzersetzung‘ witterte, und dessen Pistole deshalb verdammt locker saß. Oder der sich schon nach einem stabilen Baumast umsah, für die nächste öffentliche Strangulierung eines „Volksverrätters“.

Den meisten fielen deshalb auch kaum die beiden Männer in blauen Uniformen auf, die am frühen Morgen mit einem Kübelwagen vor dem Spritzenhaus eingetroffen waren.

Eduard Müller war im Morgengrauen in seiner Wohnung in Westrhauderfehn unsanft hochgeschreckt worden. An seinem Bett stand ein junger Soldat in Hauptmannsuniform, der ihm lautstark befahl, sofort aufzustehen und „die Sache in Ihrhove zu erledigen“. Dort werde seit Tagen ein geflohener Häftling festgehalten, der sei schleunigst zu liquidieren.

Müller war Wachmann im Lager Aschendorfermoor und am Tag zuvor nach dem Dienst nach Hause gefahren. Er war so verdattert von dem Auftritt des Hauptmanns mit dem Milchgesicht, dass er nach draußen rannte, um in den bereitstehenden Wagen zu springen, ohne dabei zu bemerken, dass er erst einen Stiefel angezogen hatte. Der andere wurde ihm mit lautem Geschrei von seiner kleinen Tochter hinterher gebracht.

„Sie fahren erst nach Flachsmeer!“, befahl der Hauptmann. „Dort wartet ein anderer Wachmann, aus Rhede-Brual, Harm Janßen. Mit dem fahren sie nach Ihrhove, der Gefangene in Ihrhove befindet sich im Spritzenhaus. Standrechtlich erschießen! Verstanden?“

„Jawohl, Herr Hauptmann!“, rief Müller. „Gibt es ein schriftliches Urteil?“

„Ich habe von der obersten Führung die Legitimation, Volksschädlinge sofort zu eliminieren!!“, bellte der Hauptmann.

„Jawohl, Herr Hauptmann!“ Müller wagte keine weiteren Fragen, schwang sich hinter das Lenkrad und fuhr, den Karabiner und Munition auf dem Rücksitz, in Richtung Flachsmeer. Der Hauptmann fuhr mit seinen Gefolgsleuten hinterher, bog aber an einer Kreuzung in Richtung Völlenerfehn ab.

Harm Janßen stand in Flachsmeer vor einer Schule, in der eine Gruppe von wieder eingefangenen Häftlingen auf ihr weiteres Schicksal wartete.

„Moin Harm“, brummte Müller, „ich bin Eduard. Eduard Müller aus Westrhauderfehn. Wachmann in Aschendorfermoor. Und du bist in Rhede-Brual, oder?“

„Genau. Wir fahren jetzt nach Ihrhove, stimmt’s?“, Eduard nickte. „War dieser Hauptmann auch bei dir?“

„Ja, noch ein verdammt junger Kerl, was?“ fragte Müller.

„Tja, das sind die Schärfsten. Der soll hier durchs ganze Emsland unterwegs sein, räumt hinter der Front auf, hat er gesagt.“ Janßen stieg vorne auf den Beifahrersitz.

„Die Bauern beklagen sich ja auch ziemlich“, sagte Müller. „Die Entlaufenen klauen alles Mögliche, es soll auch schon Vergewaltigungen gegeben haben. Das kann so wirklich nicht weitergehen.“

Dann schwiegen beide. Müller gab Gas, und der Wagen ratterte los.

Der fünfzehnjährige Richard Hawe wohnte mit seinen Eltern und seiner kleinen Schwester in dem Haus, das nur knapp hundert Meter entfernt vom Spritzenhaus stand. Nach dem Mittagessen rannte er sofort raus, um, wie immer in den letzten Tagen, nach dem Mann im Spritzenhaus zu sehen. Gestern hatte er sich mächtig erschrocken, als er sah, wie übel der von irgendjemandem zugerichtet worden war. „Der liegt da leblos, wie ein Sack voll Knochen“, hatte er seinem besten Freund Klaus Welzer mit schreckgeweiteten Augen zugeraut.

Diesmal war es ganz anders. Sonst standen um diese Zeit oft schon mehrere Bewohner vor der offenen Tür des Spritzenhauses. Frau Dr. Körte und Schwester Lucy hatte er dort manchmal gesehen, und auch Jette Terborg und Martha Möhlmann waren da öfter und kümmerten sich um den Mann, sprachen sogar mit ihm. Von Martha wusste er, dass er Walter Köster hieß und aus dem Lager Esterwegen geflohen war. Richard traute sich nicht so nahe heran wie die Mädchen. Eigentlich hatte er Angst vor diesem Gefangenen. Der musste doch irgendwas Schlimmes verbochen haben. Deshalb schrie ja auch immer ‚Timoschenko‘, dass die dem Dreckskerl nichts zu essen geben sollten, den solle man da einfach verrecken lassen!

Klaus Welzer bremste mit seinem Fahrrad neben Richard. Auch Dieter Schneider und Peter Schulz in seinem Gefolge bremsten und sprangen von ihren Rädern, die *Hamrich*-Bande war damit vollzählig. Alle vier starrten auf das, was sich jetzt ihren Augen bot. Richard war nur kurz abgelenkt, weil er auf der anderen Seite der Bahnhofstraße Jette Terborg erkannt hatte, die mit ihrer Mutter vorm Eingang der Post stand. Er winkte ihr schüchtern zu, aber sie hatte keinen Blick für ihn. Sie starrte, genau wie die anderen Jungen, nur auf die Szene am Spritzenhaus.

Zwei Männer in blauen Uniformen, die sie noch nie gesehen hatten, hielten ihre Karabiner schussbereit. Zwei weitere Männer redeten auf die beiden ‚Blauen‘ ein. Einer davon konnte der Hilfspolizist sein, Richard war sich aber nicht sicher. Den anderen kannte er nicht. Der stämmige Mann jedenfalls machte sich auf den Weg, die Bahnhofstraße entlang, in Richtung der Kreuzung, wo die Bahnhofstraße endete. Ungefähr hundert Meter vor der Kreuzung blieb er stehen und ging, nachdem ein Militärfahrzeug in hohem Tempo die Straße Richtung Bahnhof entlang geknattert war, auf die andere Straßenseite. Er verschwand in dem Laden von Schlachter Schmitt.

Richard und seine Freunde, die sich auf der Seite des Spritzenhauses befanden, stellten ihre Räder vor Richards Haus ab und schlichen auf die andere Straßenseite hinüber. Nach einigen Minuten sahen sie, wie der stämmige Mann aus der Toreinfahrt neben der Schlachtereier mit einer so genannten „Wüppe“ herauskam, einer Art Schubkarre mit hohen, gummibereiften Rädern an beiden Seiten. Schmitt benutzte sie hauptsächlich zum Transport der Rinder- und Schweineteile, die in seiner Schlachtereier verarbeitet wurden.

„Was will der Kerl denn damit?“, fragte Klaus.

„Keine Ahnung“, sagte Richard.

Alle starrten nun auf den Mann mit der Zweiradkarre, der die Straße direkt vor ihnen überquerte und mit hastigen Schritten auf das Spritzenhaus zusteuerte. „Das ist Timoschenko“, dachte Richard, er war sich jetzt ganz sicher, sagte aber nichts.

Was sie nun sahen, brannte sich tief in ihr Gedächtnis ein. Der Gefangene im Spritzenhaus wurde jetzt mit Gewalt in die Wüppe geschmissen. Er schrie vor Schmerzen, und als er sich zur Wehr setzen wollte, schlug ihm Timoschenko mit aller Kraft ins Gesicht. Köster gab keinen Ton mehr von sich. Die Beine hingen schlaff aus dem Kasten heraus. Dann setzte sich der Zug in Bewegung: vorneweg Timoschenko mit Köster in der Karre, dahinter die beiden ‚Blauen‘. Der zweite fremde Mann blieb am Spritzenhaus zurück, zündete sich eine Zigarette an und verschloss dann den Raum des Spritzenhauses, in dem Köster seit dem 12. April auf Stroh gelegen hatte.

Ilse Tinning war 8 Jahre alt und spielte mit Hermann Richter von nebenan, vor dem Haus ihrer Eltern. Sie wohnten am Rande des Friedhofs, der einige Kilometer südlich vom Ihrhover Ortskern an der Ihrener Straße angelegt worden war. Zwischen dem Sandweg vor dem Haus und dem Friedhof floss ein schmaler Bach mit dem Namen *Rennschloot*, der sich, hin und wieder von Weidenbüschen gesäumt, von der Ems her durch grünes Marschland bis Ihrhove, von dort nach Ihren und noch darüber hinaus schlängelte. Ilse und Hermann standen mit ihren Gummistiefeln im flachen Wasser des Baches und versuchten mit offenen Konservendosen Stichlinge zu fangen, bisher ohne Erfolg. Die flinken silbernen Fischchen entwischten ihnen immer wieder. Auch als Hermann seinen kleinen Käscher holte, war er nicht schnell genug, um auch nur einen der immer wieder Haken schlagenden Silberlinge zu erwischen. Wütend schleuderte er kleine Steinchen vom Grunde des Baches in Richtung Friedhof. Das ehemalige Bonbon-Glas von Kaufmann Hinrichs, das Iلسes Mutter ihrer Tochter eines Tages mitgebracht hatte, stand am Rande des Sandwegs und war bis obenhin mit Wasser gefüllt, doch es blieb an diesem Tage ohne verzweifelt zappelnde Stichlinge, die versuchten die Glaswand zu durchbrechen.

Am frühen Nachmittag wurden die Kinder von ihren Fangversuchen abgelenkt durch eine Gruppe von Männern, von denen einer eine Zweiradkarre vor sich herschob. Dahinter gingen zwei Männer in blauen Uniformen mit Gewehren in der Hand. Und in etwa hundert Meter Entfernung sahen sie vier Jungen, älter als sie, die dieser seltsamen Gruppe folgten.

Die Männer bogen nun in den Friedhof ein. Die Kinder sahen, wie alle schwitzten. Jetzt sahen sie auch, was in der Karre lag. Ilse war so erschrocken, dass sie sich schnell hinter Hermann stellte und sich an ihm festhielt. Auch Hermann wich einige Schritte zurück, denn aus der Karre baumelten zwei dünne Beine, nur die Knie, die Unterschenkel und die nackten Füße waren zu sehen.

„Da liegt ein Mann drin“, sagte er leise. „Der ist bestimmt tot, oder?“

Sie hörten jetzt, dass der dicke Mann, der die Karre bisher geschoben hatte, auf den Mann darin einschrie. Als der sich nicht rührte, schob der Dicke die Karre ruckartig nach vorne, sodass der, von dem sie bisher nur die Beine gesehen hatten, schreiend vor Schmerzen herausstürzte und auf dem Boden neben dem Rennschloot liegen blieb.

In diesem Augenblick hörten die beiden Kinder, wie Iلسes Mutter laut nach ihrer Tochter rief und beide rannten ihr, so schnell sie konnten, in die Arme. Zehn Minuten später, als alle im Haus waren, hörten sie draußen vom Friedhof her einen Schuss.

Die Hamrlich-Bande war der Gruppe mit der Zweiradkarre zunächst sehr dicht gefolgt. An der Kreuzung aber, wo die Ihrener Straße nach Südosten abzweigte, drehte einer der Blauen sich um und richtete den Karabiner auf die Jungen. Von da an hielten sie Abstand, folgten ihnen aber weiterhin.

Am Friedhof an der Ihrener Straße sahen sie deshalb nur aus größerer Entfernung, wie dort Timoschenko dem Häftling, den er zuvor brutal aus der Karre gekippt hatte, einen Spaten in

die Hand drückte. Als Köster nach einigen Stichen den Spaten beiseite warf, schrie diesmal einer der Blauen ihn an und schlug mit dem Karabinerkolben auf ihn ein. Köster versuchte sich vor den Schlägen zu schützen, verlor dabei das Gleichgewicht und fiel in den Rennschloot. Es kam zu einem kurzen Wortgefecht zwischen Timoschenko und den beiden Blauen. Einer der Blauen richtete dann sein Gewehr auf Köster. Dann hörten sie einen scharfen Knall.

„Der Eine hat Köster erschossen!“, rief Klaus und begann zu zittern.

„Darf der das, einfach so?“, fragte Peter.

„Im Krieg gelten andere Gesetze, das nennt man, glaub ich, Standrecht“, flüsterte Dieter.
„Verdammt grausam.“

„Jette hat mir erzählt, dass er BBC gehört hat und deswegen nach Esterwegen gekommen ist“, sagte Richard.

„Das machen doch viele jetzt“, gab Peter zu bedenken. „Die wollen doch schließlich wissen, wann endlich Schluss ist mit dem Krieg. Die meisten Familien haben sich doch schon im Hammrich verkrochen.“

„Das ist aber gefährlich“, flüsterte Richard. „In einem anderen Dorf wurde ein Mann deswegen aufgehängt, mit einem Schild um den Hals: ‚Ich bin ein Volksverräter!‘

„Man kann ja niemandem mehr trauen.“ Klaus rotzte auf den Boden.

Schweigend blickten sie wieder zum Friedhof, wo inzwischen die Blauen und Timoschenko abwechselnd das Loch am Rennschloot tiefer gruben. Als die Jungen merkten, dass Timoschenko sie entdeckt hatte, mit den anderen sprach und dabei auf sie zeigte, machten sich die Vier blitzschnell aus dem Staub.

Weil sie den Männern auf keinen Fall wieder begegnen wollten, nahmen sie jetzt lieber den Weg zurück am Rennschloot, der sich bis zum Ortskern Ihrhoves durch die Wiesen schlängelte. Als sie an der Stelle, wo der Rennschloot unter der Großwolderstraße hindurchfloss, ankamen, ließen sie sich an einem Weidenstrauch ins Gras fallen.

„Die buddeln den Köster da jetzt ein“, keuchte Peter.

„Was machen wir denn, wenn wir Timoschenko zufällig treffen ... oder der uns sucht?“, fragte Dieter.

„Wir sagen erstmal keinem was davon“, sagte Richard. „Der Köster hat sich ja auch gewehrt...“

„Was hättest du denn an seiner Stelle gemacht?“ Klaus sah Richard mit großen Augen an.

„Der wusste doch, dass er sein eigenes Grab schaufelte! Hättest du dich da nicht auch gewehrt?“

„Der hatte keine Chance mehr“, sagte Peter und richtete sich auf.

Alle schwiegen jetzt und horchten auf das gerade wieder stärker einsetzende Artillerie- und Panzerwummern.

„Also, ich hoffe jetzt darauf, dass die Tommys hier bald einmarschieren, der Krieg ist doch schon lange verloren!“, platzte es jetzt aus Peter heraus. „Meine Mutter und ich sind aus Pommern geflohen, was meint ihr, was da los war, auf der Flucht vor den Russen. Die waren uns immer ganz dicht auf den Fersen. Erst als wir über die Elbe waren, hatten wir das Gefühl, vor denen sicher zu sein.“

„Aber der Führer hat gesagt...“, begann Richard, da fuhr ihm Peter sofort in die Parade.

„Der Führer, der Führer...!“ Er äffte Richard nach. „Der größte Feldherr aller Zeiten! Pustekuchen! Wo ist der denn? Hast du den in letzter Zeit mal gesehen oder gehört?“

„Aber Goebbels hat doch gesagt, dass der Krieg noch totaler wird, und wir alle zusammenhalten müssen...“, hielt Richard dagegen. „Du kannst doch nicht...“

„Die Engländer und Amerikaner kommen vom Westen. Bei uns sind sie wahrscheinlich schon über die Ems. Im Osten haben die Russen Berlin besetzt und sind schon fast an der Elbe. Was

kann die Wehrmacht da noch ausrichten?“, fragte Peter und spuckte aus. „Kann mir das mal einer sagen?“

Keiner sagte was, sogar Richard nicht. Der begann aber zuerst wieder zu sprechen:

„Du scheinst dich ja richtig darüber zu freuen, dass wir den Krieg verlieren...“, empörte er sich.

Klaus und Dieter sahen Peter fragend an. „Natürlich hab‘ ich genauso viel Schiss wie ihr davor, was passiert, wenn die Tommys wirklich da sind...“ Eine längere Pause entstand.

Schließlich stand Richard auf: „Ihr holt jetzt eure Fahrräder und fahrt nach Hause. Und wir verhalten uns still, sagen keinem zu Hause was von der Sache am Friedhof. Wir sagen nur, wir waren im Hammrich und haben da... Kaninchen gejagt...“

Keiner widersprach, auch Peter nicht. Schließlich stellte Richard sich noch einmal ganz nahe vor ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Und wir verraten auch keinem, was du hier gesagt hast. Vielleicht hast du ja recht.“

Alle gaben sich die Hand darauf. Dann liefen sie zu Richards Wohnung, blickten nur kurz zum Spritzenhaus hinüber, schnappten sich ihre Räder und fuhren nach Hause.

Richard sah den anderen nach, öffnete die Haustür, ging schweigend an seiner kleinen Schwester vorbei in sein Zimmer und warf sich aufs Bett. Als sein Vater ins Zimmer kam, tat Richard so, als würde er schlafen. Daraufhin schlich sein Vater sich wieder hinaus und schloss leise die Tür.

„Ich wollte ihn doch noch was fragen“, sagte seine Schwester, die vor der Tür gewartet hatte.

„Er ist wohl sehr müde. Lass ihn man schlafen“, sagte ihr Vater. „Morgen ist auch noch ein Tag.“

TEIL II

Sie waren zu weit weg

Das Heulen der Alarmsirene war endlich vorbei. Artillerie, Panzer und Flak schwiegen - Bürgermeister Lübberts letzte Dienstfahrt hatte Ihrhove tatsächlich vor weiteren Verwüstungen bewahrt; es blieb bei lediglich drei zerstörten Häusern im Ort. Am folgenden Tag, Sonntag, dem 22. April, begann in den frühen Morgenstunden die mit dem Bürgermeister vereinbarte Besetzung durch die alliierten Truppen.

Martha Möhlmann stand auf dem schmalen Bürgersteig der Großwolderstraße vor dem bescheidenen Einfamilienhaus, in dem sie mit ihren Eltern und ihrem kleinen Bruder Rüdiger wohnte. Im Vorgarten zur Straße wuchsen drei junge Lindenstämme, deren noch magere Kronen schon einen Meter unter den Fenstern im ersten Stock endeten. Die spärliche Aprilsonne hatte bisher nur die Hälfte ihrer Blattknospen geöffnet. Einige Hühner flatterten in einem Drahtverhau, den ihr Vater und ihr Bruder vor einigen Monaten mühsam an der Hausseitenwand befestigt hatten.

Zusammen mit Jette Terborg, die zitternd neben ihr stand und ihre Hand hielt, starrte Martha auf die alliierten Einheiten, die hier von Süden her auf der Großwolderstraße einmarschierten. Vorneweg, geduckt und in erkennbarer Anspannung, Soldaten mit rußgeschwärzten Gesichtern, die den vielen weißen Bettlaken in den Fenstern nicht trauten. Sie schlichen an Zäunen und Hecken entlang, den Finger am Abzug ihres Gewehrs.

Marthas Mutter hatte, nachdem sich abzeichnete, dass die letzten deutschen Soldaten sich Richtung Leer davon machten, etwas voreilig ein frisch gewaschenes, weißes Bettlaken aus dem Schlafzimmerfenster hängen lassen, das hatte jetzt einige Einschusslöcher im unteren Drittel. Ein SS-Soldat, der sich als Letzter auf sein Krad schwang, hatte Gott sei Dank nicht mehr ruhig genug zielen können; Marthas Mutter, die am Fenster stand, hätte fast einen Herzschlag bekommen.

Einer der vorbei schleichenden Soldaten schaute jetzt nach oben, wo Frau Möhlmann zaghaft winkte. Er wandte sich abrupt ab und schaute demonstrativ zur anderen Straßenseite; dabei rückte er das schwere Gepäck auf seinem Rücken etwas zurecht. Ein anderer Soldat hinter ihm sprach in ein Walki-Talki und rief dann dem hinter ihm Gehenden etwas zu, was die beiden jungen Mädchen nicht verstanden.

„Jetzt ist der Krieg vorbei“, flüsterte Martha, „alle Nazis werden verhaftet. Und was dann wohl kommt.“ Jette schwieg.

Hinter den ersten Soldaten kamen ein paar kleinere Kettenfahrzeuge und ein Panzer heran. Einige Meter hinter Möhlmanns Haus stoppte der Panzer plötzlich und sein Rohr wurde drohend hin und her geschwenkt auf zwei Häuser links und rechts der Straße, in deren Fenstern weiße Tücher fehlten. Die Mädchen sahen sich erschrocken an. Als Jette gerade im Haus Schutz suchen wollte, setzte sich der Panzer ebenso plötzlich wieder in Bewegung und fuhr quietschend weiter. Sie hörten, wie die Soldaten hinter dem Panzer in Gelächter ausbrachen.

Jetzt trieben sie fünf gefangene Wehrmacht-Soldaten vor sich her, darunter einen ganz jungen, der einen blutverschmierten Kopfverband trug. Weil er sich zu langsam voranschleppte, wurde er mit lauten Schreien und Gewehrkolbenstößen zu schnellerer Gangart gezwungen.

Jette zuckte zusammen und stöhnte. „Wie furchtbar, dass sie unsere Soldaten so quälen“, sagte sie leise zu ihrer Freundin.

„Was meinst du denn, wie unsere Soldaten mit ihren Gefangenen umgehen?“, fragte Martha. „Die haben doch versucht sich gegenseitig totzuschießen, Jette! Im Krieg, da werden die

einfachen Soldaten aufeinandergehetzt, hat meine Mutter mal gesagt. Die Generäle sind jedenfalls nie ganz vorne dabei!“

„Deine Mutter hat ja auch heimlich Feindsender gehört“, sagte Jette. Martha wurde rot und überlegte, was sie sagen sollte. „Haben deine Eltern das denn nicht gemacht?“

„Weiß ich nicht. Habe ich jedenfalls nicht mitgekriegt“, flüsterte Jette. „Wie gefährlich das war, hast du ja bei Walter Köster gesehen. Der kam deswegen ins Lager.“

„Woher weißt du eigentlich, dass meine Mutter das gemacht hat?“, fragte Martha und dachte daran, dass sie Jette das ja extra nicht gesagt hatte, nach Kösters Geständnis.

„Mein Vater hat mal beim Abendbrot zu meiner Mutter leise gesagt, dass auf Feindsender-Hören die Todesstrafe steht. Da hat sie erzählt, dass deine Mutter schon lange BBC hört und fand das richtig. Da wurde mein Vater ganz böse und hat ihr das verboten.“

„Ach? - Deine Mutter hätte das also ganz gerne auch gemacht, aber dein Vater hatte Schiss?“

„Ja, vielleicht. Jedenfalls wurde dann nie wieder drüber geredet. Und mein Vater hat mir eingeschärft, ich soll bloß niemandem davon erzählen.“

„Ich musste immer bei meiner Mutter im Keller Schmiere stehen, wenn sie BBC hörte“, schickte Martha noch hinterher. Jette ging aber nicht darauf ein, denn der endlose Zug der Soldaten kam jetzt ins Stocken. Laute Stimmen waren zu hören. Anscheinend wurde ganz vorne, wo die Großwolderstraße auf die Bahnhofstraße stieß, ein Haus durchsucht, in dem noch ganz junge deutsche Soldaten vermutet wurden, die, wie man wusste, vereinzelt als sogenannte „Werwölfe“ die Besatzungstruppen aus dem Hinterhalt unter Feuer nahmen.

Eine Tür wurde eingetreten, aber man fand niemanden; die Soldaten setzten also ihren Marsch fort und verteilten sich weiter im Dorf.

Als die Soldaten damit begannen, nach Waffen zu suchen und die Einwohner in ihren Häusern zu verhören, ging Martha mit Jette ins Haus. Marthas Eltern bereiteten gerade mit dem kleinen Rüdiger in der Küche das Frühstück vor. Sie wirkten bedrückt, denn sie fürchteten, dass jeden Moment auch bei ihnen Soldaten eindringen würden. Martha zog Jette zur Treppe und sie stiegen hoch zu ihrem kleinen Zimmer unterm Dach.

„Glaubst du, dass die Mörder von Walter Köster jetzt vor Gericht kommen?“, fragte Martha, als sie Jette neben sich auf dem Bett Platz machte.

„Keine Ahnung“, antwortete sie nach einem Zögern. „Es gibt so viel zu tun jetzt...Ich glaube, die Engländer haben erstmal andere Sorgen.“

„Frau Dr. Körte hat mir am Spritzenhaus ins Ohr geflüstert, sie wird dafür sorgen, dass die, die Köster umgebracht haben, bestraft werden. Das hat sie mir hoch und heilig versprochen! Und das macht sie auch.“ Sie schwiegen eine Weile.

„Ich habe noch vorgestern mit Richard Hawe gesprochen“, sagte Jette. „Der ist ja mit seinen Freunden hinter den Wachleuten her geschlichen ... bis zum Friedhof.“

„Und? Was haben die gesehen? Die wissen doch bestimmt, wer Köster erschossen hat!“

„Richard sagte, sie waren zu weit weg, sie haben nur einen Schuss gehört.“ Und nach einer Weile fügte Jette leise hinzu: „Du darfst niemandem davon erzählen, dass die soweit mitgegangen sind, das musste ich ihm versprechen. Mit niemandem, hörst du? Hand drauf?“

Martha zögerte, aber dann ergriff sie Jettes weiße, kalte Hand. Dann stand Martha auf und sie stiegen beide wieder die Treppe hinab.

„Kann Jette bei uns mit frühstücken?“, fragte Martha, als sie in die Küche gingen.

„Aber sicher“, sagte ihre Mutter lächelnd und holte einen vierten Teller, ein Messer, einen Eierbecher und einen Eierlöffel aus dem Küchenschrank. „Da hast du aber Glück, Jette, dass die Hühner heute fünf Eier gelegt haben.“

Was ist das für ein Brief?

Am Samstag, dem 15. September 1945, ging Louise Selma Kottisch mit heftigem Herzklopfen die Treppe eines dreistöckigen Mehrfamilienhauses hinauf. Seit 44 Jahren lebte sie in diesem Haus am Rande des Bremer Neustadtviertels, das noch aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammte. Sie hatte 1901 mit 22 Jahren den Metallarbeiter Hermann Köster geheiratet, und beide bekamen noch im selben Jahr hier eine der Dreizimmer-Wohnungen im ersten Stock.

Im Juni 1908 war ihr Sohn Walter zur Welt gekommen. Ihr Mann wurde schon im Mai 1919 von der damals wütenden Spanischen Grippe hingerafft, da war Walter erst 10 Jahre alt. Vier Jahre später bekam er einen zweiten Vater, als Louise den Schriftsetzer Johannes Kottisch heiratete. Dieser hatte es nun mit einem widerspenstigen Jungen zu tun, der ihm einiges abforderte. Denn Walter sah in Johannes keineswegs eine Respektperson, sondern nur einen Rivalen, mit dem er die abgöttische Liebe zu seiner Mutter teilen musste.

Das Verhältnis entspannte sich erst langsam, als Walter nach der Volksschule den Beruf des Schiffsmaschinisten erlernte. Bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht im Juni 1941 fuhr er zur See, weswegen er prompt der Marine zugeteilt wurde. Nach einer Ausbildung in der Nachrichtenschule in Aurich wurde Walter schließlich als Maschinen-Gefreiter auf ein Sperrbrecher-Minensuchboot abkommandiert.

Ein furchtbarer Schock war es für Louise und Johannes, als sie von dem Marinegerichtsverfahren gegen Walter im französischen Brest erfuhren. „*Verdacht der Unzucht unter Männern*“ lautete die Anklage, das war im Februar 1942 gewesen. Er wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Ein Dreivierteljahr später erreichte seine Mutter, als das Haus in Bremen nach heftigen Bombenangriffen großen Schaden genommen hatte, dass die Militär- und Gefängnisverwaltung Walter Hafturlaub gewährte, damit er bei den Reparaturarbeiten des Daches helfen konnte. Nach einigen Tagen stand jedoch die Polizei vor der Tür. Die Eltern eines minderjährigen Jungen hatten Walter angezeigt. Er habe „etwas Schlimmes“ mit ihrem Sohn gemacht. Das Letzte, was die beiden von Walter gehört hatten, war, dass er in ein Strafgefangenenlager eingeliefert wurde. „Mir geht es hier gut“, stand auf einer Karte, die er schicken durfte, sonst nichts. Das war sein letztes Lebenszeichen - im November 1944.

Heute, fünf Monate nach Kriegsende, hatte ein großes Kuvert des Landratsamtes Kreis Leer / Ostfriesland im Briefkasten gelegen. Jetzt würden sie sicher erfahren, was mit Walter geschehen war. Wo er sich befand. Wo sie ihn gegebenenfalls abholen konnten. Aber warum schrieb oder kam er nicht selbst? Der Krieg war doch zu Ende. Sie versuchte den Gedanken abzuschütteln, der noch vor Monaten so nahe gelegen hätte, als nämlich die Frau in der Wohnung nebenan aufschrie bei der Nachricht, die sie in Händen hielt. Ihr 18jähriger Sohn Ewald war, zwei Wochen vor Kriegsende, „auf dem Felde der Ehre gefallen...“

Als Louise die Wohnungstür hinter sich schloss und den Mantel auszog, hörte sie Johannes in der Küche mit dem Kaffeegeschirr hantieren. Sie lehnte sich gegen den Türrahmen und hielt den Brief in die Höhe.

„Was ist das für ein Brief?“, fragte Johannes, während er weiter das Geschirr abtrocknete.

„Mach du ihn bitte auf“, sagte Louise und hielt ihm den Umschlag entgegen. Ihre Hand zitterte kaum merklich.

„Walter?“, fragte Johannes leise und starrte auf das Schreiben. Er trocknete sorgfältig seine Hände, griff zum nächstliegenden Messer und schlitze den hellbraunen Umschlag auf. Was er dann las, machte sein Gesicht weißgrau. Er ließ das Blatt sinken und setzte sich auf einen der Küchenstühle. „Von SS-Wachmännern erschossen - auf einem Friedhof in Ihrhove.“

Louise begann nach einigen Sekunden der Erstarrung ganz langsam am Türrahmen herunterzurutschen. Bevor sie mit dem Kopf aufschlagen konnte, war Johannes hinzu-gestürzt und fing sie im letzten Moment auf. Sie öffnete die Augen, blickte ihn an, dann klammerte sie sich an ihn und vergrub ihr Gesicht an seiner Brust. Erst nach einigen Sekunden begann ihr Körper im Weinkrampf zu zucken.

Johannes zog die Schluchzende vorsichtig in die Küche und half ihr, sich auf einen Stuhl am Tisch zu setzen. Er ließ sich ihr gegenüber auf den anderen Stuhl fallen.

„Auf einem Friedhof? Also nicht im Lager erschossen?“, fragte Louise. Sie rührte den Brief nicht an.

„Nein“, sagte Johannes. „In Ihrhove ... auf einem Friedhof. Mehr steht da nicht.“

„Wo liegt denn dieses ... Ihrhove?“

„Irgendwo in Ostfriesland. Der Brief ist vom Landratsamt Leer ... in Ostfriesland ... Am 18. April haben sie ihn umgebracht.“

Louise begann wieder zu weinen, Johannes reichte ihr ein Taschentuch. Plötzlich gab sie sich einen Ruck. „Dann soll er wenigstens hier in Bremen begraben werden“, rief sie mit zitternder Stimme.

„Das geht sicher nicht so einfach...“, sagte Johannes kaum hörbar.

„Das ist mir egal!“, rief Louise, stand auf und ging zum Schreibtisch.

Eine Stunde später hatte sie einen zweiseitigen Brief an das Landratsamt in Leer fertig, in ungelenker Handschrift, mit einigen Streichungen und Korrekturen und mit vereinzelt grauen Flecken auf dem dünnen Briefpapier. Denn durch die Tränen, mit denen sich ihre Augen unaufhörlich füllten, hatte sie zum Teil gar nicht richtig sehen können, was sie da schrieb. Johannes bot sich an, den Brief noch einmal in Reinschrift zu schreiben, aber Louise war zu stolz zuzulassen, dass ihr Mann den Brief dabei noch an vielen Stellen verändern würde. Johannes durfte aber gern den zugeklebten Brief zur Post bringen, um ihn dort frankieren und abstempeln zu lassen. Auch den Brief als Einschreiben zu versenden, fand Louise eine gute Idee.

Am nächsten Tag begaben sich beide zum Buntentor-Friedhof, wo schon Louises Eltern und Großeltern begraben waren, um mit den Angestellten der Friedhofsverwaltung die Umbettung ihres Sohnes auf den Weg zu bringen. Den ohne Bedenken befürworteten Antrag sollte Louise an das Landratsamt in Leer schicken. Eine Angestellte half Louise freundlich und taktvoll beim Schreiben der Adresse.

Auf dem Weg nach Hause machten sie auf einer Parkbank halt. Lange schwiegen sie. Dann lehnte sich Louise an die Schulter ihres Mannes.

„Einmal, da war er um die 20 ... brachte er doch eine junge Frau mit zu uns nach Haus. Weißt du das noch?“, begann Louise und sah Johannes von der Seite an.

„Stimmt. Da war er gerade mit seiner Ausbildung fertig“, sagte Johannes. „Hieß sie nicht Evelyn?“

„Ich meine, sie hieß Elvira, aber genau weiß ich das nicht mehr.“ Louise dachte kurz nach. „Er und sie passten so gut zusammen, ein schönes Paar. Alles wäre anders gelaufen, wenn die beiden zusammengeblieben wären und eine Familie gegründet hätten.“

„Nach ungefähr einem Monat brachte er sie nicht mehr mit zu uns zum Essen“, sagte Johannes und angelte einen Zigarettenstummel aus der Jackentasche. Aber als er kein Streichholz fand, warf er den Stummel weg. „Wer hat sich eigentlich von wem getrennt? Er sich von ihr oder sie sich von ihm?“

„Das hat er mir nie erzählt, hat immer nur gesagt, sie wären in Freundschaft auseinander gegangen. Aber ich habe ihm das nicht geglaubt“, sagte Louise. „Ob das damals schon mit den Männern anfang?“

„Kann sein“, sagte Johannes. „Jedenfalls war sie die einzige Frau, die er zu uns mitbrachte. Ich dachte immer, dass er weiterhin sich die Hörner abstieß, mit vielen Frauen rumprobierte. Ich wäre im Leben nicht darauf gekommen, dass er ... homosexuell war.“

„Es fiel mir schon auf, dass er viel mit Männern um die Dörfer zog, die sofften immer ganz schön was weg“, seufzte Louise und legte beide Hände in den Schoß. „Aber ich habe nie daran gedacht, dass da auch noch was ganz anderes im Spiel war...“

„Und dann 1942 der Schock, als der Brief aus Brest kam“, flüsterte Johannes. „Das vergess ich nie. Furchtbar.“

Beide schwiegen wieder, dann fragte Louise: „Was haben wir bloß in der Erziehung falsch gemacht, Johannes? Kannst du mir das sagen?“

„Nein, Louise“, sagte Johannes und zog sie zu sich heran, „da kann ich nur mit dem alten Briest sagen: Das ist ein zu weites Feld.“

„Wer ist denn der alte Briest?“, murmelte sie. „Kenn ich den?“

„Nein“, lachte Johannes, „das ist der Vater von Effi Briest. In einem wunderschönen, aber todtraurigen Roman von Theodor Fontane. Musst du trotzdem mal lesen. Hab ich von meinem Patenonkel zur Konfirmation gekriegt. Die Mutter von Effi hieß übrigens auch Luise ... nur mit U, ohne O...“

„Was du alles weißt“, flüsterte Louise und sah zu ihm auf, ein bisschen spöttisch, aber doch auch bewundernd.

„Komm, wir gehen.“ Johannes war aufgestanden.

Louise hakte sich bei ihm ein. Auf einer Brücke blieb er plötzlich stehen.

„Ich wusste doch, da war noch eins...“, murmelte er. Aus einer Hosentasche zog er ein ziemlich ramponiertes Streichholzheftchen. Er zündete das letzte Hölzchen an und warf es in den Kanal.

Wo waren *Sie* eigentlich damals?

Louise und Johannes Kottisch waren am 28. September 1945 mit der Bahn in Ihrhove angekommen und hatten dort im einzigen Hotel übernachtet. Am nächsten Vormittag wartete Dirk Hartjen, der nach Dietmar Lübbert von den Kanadiern eingesetzte Bürgermeister von Ihrhove, an der Rezeption auf die beiden. Ihrem Antrag auf Exhumierung und Überführung der Leiche ihres Sohnes nach Bremen hatte der Landrat in Leer vor ein paar Tagen endlich zugestimmt.

„Wir gehen jetzt zur Gemeindeverwaltung“, sagte Hartjen. „Dort befrage ich ein acht Jahre altes Mädchen, das zufällig mit ihrem Freund direkt gegenüber vom Friedhof an der Ihrener Straße gespielt hat, als die Wachleute mit ihrem Sohn dort ankamen. Sie kann uns wahrscheinlich sagen, an welcher Stelle er ... verscharrt wurde.“

Bei dem Wort „verscharrt“ blieben Louise und Johannes stehen und sahen sich an. Dann sagte Johannes zum Bürgermeister: „Ein furchtbares Wort. Wirklich ... Aber Sie haben recht: Jedes andere würde es nur beschönigen.“ Louise nickte und sie gingen weiter.

Auf ihrem Weg kamen sie am Spritzenhaus vorbei. Alle drei Türen waren wie immer unverschlossen angelehnt. Die beiden zögerten, als Hartjen ihnen zeigen wollte, wo ihr Sohn kurz vor der Besetzung Ihrhoves gefangen gehalten worden war.

„Wo waren *Sie* eigentlich damals, in diesen April-Tagen?“, fragte Johannes und sah den Bürgermeister auffordernd an.

„Ich war am Kriegsende noch in Leer, war dort Assistent des Bürgermeisters. Wir haben Leer auf den Einmarsch der Alliierten vorbereitet. Ich bin erst seit wenigen Wochen hier in Ihrhove als Bürgermeister eingesetzt. Von dem furchtbaren Schicksal Ihres Sohnes habe ich selbst erst vor ein paar Tagen erfahren. Schrecklich, was da passiert ist. Und so kurz vor Schluss. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid mir das tut.“

„Es war kaltblütiger Mord“, sagte Louise. „Und die Mörder laufen noch frei herum.“

Hartjen schwieg zunächst, dann sagte er: „Die Ermittlungen haben jetzt begonnen. Es gibt wahrscheinlich Zeugen und die werden so bald wie möglich befragt. Ich bin zuversichtlich, dass es in Kürze Verhaftungen und einen Prozess gibt. Wir werden Sie selbstverständlich sofort unterrichten, wenn der Mörder gefunden und bestraft ist.“

Die Drei vor dem Spritzenhaus wurden inzwischen auf ganz unterschiedliche Weise von den wenigen Dorfbewohnern wahrgenommen, die an diesem Vormittag in der Bahnhofstraße mit Lebensmittelmarken einkaufen wollten oder aus dem Postamt gegenüber kamen. Andere lasen stumm die vielen Zettel mit Suchanzeigen, die an die Hauswände geklebt oder an Bretterwände genagelt waren.

Einige schlichen auffällig unauffällig an dem Bürgermeister und seinen Begleitern vorbei, die wohl nicht wieder an die schrecklichen Tage vor dem Einmarsch der Alliierten erinnert werden wollten, aus welchen Gründen auch immer. Aber ein paar blieben stehen und wollten hören, worüber ihr Bürgermeister mit der Frau und dem Mann sprach.

„Hier hat kurz vor dem Einmarsch ein Mann über eine Woche ... da, in dem Raum gelegen“, war jetzt eine Frau zu hören, deren eingefallenes Gesicht nur noch von einem schwarzen Kopftuch zusammengehalten schien. Sie zeigte zitternd auf die rechte äußere Tür, die einen Spalt offenstand. „Hier standen damals oft Leute. Die sprachen mit dem armen Kerl. Und brachten ihm was zu essen und zu trinken. - War der Mann ihr Sohn?“ Louise nickte stumm.

Eine andere ältere Frau, die in einen viel zu großen schwarzen Mantel gehüllt war, ergänzte leise: „Und die Ärztin, die hier die Straße runter ihre Praxis hat“, sie zeigte mit dem Finger in Richtung Bahnhof, „Frau Dr. Körte, die hat ihn immer wieder medizinisch versorgt.“

Kösters Mutter hörte sich das mit unbewegtem Gesicht an: „Und wissen Sie auch, wer ihn umgebracht hat?“

Die beiden Frauen sahen sich an und die im zu großen Mantel sagte dann: „Das weiß ich leider nicht. Eines Tages war er nicht mehr da.“ Und die andere Frau ergänzte: „Es war ja so ein Durcheinander am Schluss. Keiner weiß was Genaueres. Das tut mir alles so leid.“ Dann schlurften sie beide davon.

Ein Mann, vielleicht um die Fünzig, mit kräftigem Vollbart, hatte sich auch dazu gestellt: „Die größte Schweinerei war ja, dass der junge Mann in der Nacht, bevor ihn die beiden Wachleute hier wegschleppten, so brutal verprügelt wurde.“

„Wissen Sie, wer das gemacht hat?“, fragte Hartjen. „Wir suchen Augenzeugen. Vielleicht können Sie uns dabei helfen.“ Zwei weitere Frauen mit dürftig gefüllten Einkaufsbeuteln und ein pfeiferauchender Mann blieben auch stehen, gespannt darauf, was der Gefragte nun wohl antworten würde.

„Diese Wachleute, die kannte ich nicht, die kamen von außerhalb. Didi Nanninga und sein Bruder Willi sollten ja hier immer nachts Wache halten...“, begann der Bärtige ausweichend.

„Die waren das aber nicht!“, rief jetzt eine jüngere Frau, die ihr Fahrrad festhielt, dazwischen. „Die waren in der Nacht vor dem Mord nicht am Spritzenhaus. Bei denen war zu Hause eingebrochen worden... Da war bei den Nanningas die Polizei im Haus. Und das hat dann jemand ausgenutzt und hat dem Gefangenen alle Knochen gebrochen. Widerlich sowas!“

„Das war bestimmt Timoschenko, dieser brutale Hilfspolizist!“, rief jetzt eine ältere Frau mit heller Stimme, die ein buntes Kopftuch und einen weißen Schal trug. „Der hat doch die ganze Zeit die Leute hier beschimpft, die dem Mann was zu essen gaben! Der wollte doch, dass der verreckt! Da drüben“, rief sie noch lauter und fuchtelte dabei mit ihrem Stock herum, „da drüben ... bei Schlachter Schmitt, da hat ein Wachmann die Wüppe rausgeholt und dann haben die den armen Kerl da rein geschmissen!!“

„Aber haben Sie selber *gesehen*, dass Büttner ihn verprügelt hat?“, fragte jetzt der Bürgermeister. Die Alte schwieg. „Er *könnte* es also gewesen sein,“ sagte er. „Er könnte es aber auch *nicht* gewesen sein.“

Die Umstehenden brummelten jetzt vor sich hin. „Aber wer sonst sollte es gewesen sein?“, mischte sich jetzt ein jüngerer Mann mit erstem Bartflaum auf der Oberlippe ein. „Ich wüsste sonst niemanden.“

„Aber es gab schon auch andere, die den am liebsten schnell weghaben wollten“, warf eine sehr gebückte Frau mit rachitisch verformten Beinen ein. „Das war doch wahrscheinlich ein Deserteur, der stank ja auch wie Hulle.“

Jetzt meldete sich ein junges Mädchen mit blondem Pferdeschwanz: „Das stimmt nicht. Ich habe mit ihm ein paarmal gesprochen. Er ist mit zwei anderen Gefangenen aus dem Lager Esterwegen geflohen, dabei hatte er aber eine schwere Schusswunde abbekommen, deshalb ist er hier im Hammrich liegen geblieben. Meine Freundin Jette hat ihn da gefunden. Er hat gesagt, er ist, weil er BBC gehört hat, verpetzt worden...“

Kösters Eltern standen zitternd neben dem Bürgermeister und hörten sich an, was die hier zufällig versammelten Männer und Frauen aus dem Dorf, in dem ihr Sohn ermordet worden war, zu berichten hatten. Hartjen nutzte die Gelegenheit, alle, die etwas zur Aufklärung dieses Mordes beitragen könnten, aufzufordern, dies in der Gemeindeverwaltung zu Protokoll zu geben. Die Täter müssten vor Gericht kommen und bestraft werden.

Nur bei einem kleinen Teil der Umstehenden gab es ein positives Echo, die meisten schwiegen lieber in sich hinein. Der Bärtige lachte kurz auf und brummte, wenn auch nur sehr

leise: „Ein Krähe hackt ja doch der anderen kein Auge aus. Die halten alle dicht, da wett ich drauf...“

Und die Frau mit dem Fahrrad stellte sich neben ihn und pflichtete ihm bei: „Hier sind doch alle irgendwie miteinander verwandt und verfilzt. Da kommt nix bei raus, die haben doch alle Dreck am Stecken...“

Der Bürgermeister schob jetzt sanft Kösters Eltern in Richtung eines hölzernen Drehkreuzes, das man am Anfang eines vielleicht hundert Meter langen schmalen Fußweges, direkt neben dem Spritzenhaus, in den Boden gerammt hatte. „Das ist eine Abkürzung zum Gemeindehaus. Wir gehen am besten hier entlang.“

Langsam folgten Louise und Johannes Hartjen auf dem schmalen Pfad, an dem links eine hohe, blickdichte Ligusterhecke entlangführte. Auf der rechten Seite wurde der Weg von einem Drahtzaun begrenzt, der ein großes Weidestück umschloss, auf dem jedoch kein Vieh graste; dafür waren die Maulwürfe um so emsiger am Werk gewesen.

Einige der Zuschauer vor dem Spritzenhaus standen noch beieinander und unterhielten sich leise über die Gerüchte, die es um den Ermordeten gab. Die meisten jedoch machten sich wieder auf die Suche nach ein paar Gramm Brot, Speck, Käse oder Butter. Oder auch nur nach Kaninchen-Futter, das reichlich am Straßenrand wucherte.

Erzähl bitte weiter

„Was hast du denn genau gesehen, Ilse?“, fragte Bürgermeister Hartjen, als Ilse Tinning auf der anderen Seite seines Schreibtischs lange vor sich hin geschwiegen hatte. Sie war sehr blass, zog immer wieder an ihren schulterlangen blonden Haaren oder kaute an den Fingernägeln. Ihre Mutter saß neben ihr und nestelte nervös an ihrer Handtasche.

„Was waren das für Männer, die an dem Tag mit dieser Wüppe zum Friedhof kamen?“, fragte Hartjen leise. Ilse errötete und sah zu Boden. Dann schaute sie aus dem Fenster, beobachtete die Spatzen in den kahlen Kirschbaumzweigen und wünschte sich ganz weit weg. Jetzt, Ende September, stand die Sonne mittags tief und warf lange Schatten.

„Also, Ilse, du musst uns das jetzt ganz genau erzählen, wie das damals war, am 18. April, hörst du?“ Hartjen schwitzte, er wusste nicht, wie er das zarte Mädchen, das gerade in die 3. Klasse gekommen war, dazu bringen konnte, das, was sie bisher nur ihrer Mutter erzählt hatte, in seinem Büro zu wiederholen, damit es zu Protokoll genommen werden konnte. Er überlegte und versuchte es erneut.

„Schau mal, nebenan sitzen die Eltern, deren Sohn da irgendwo auf dem Friedhof ... vergraben worden ist“, sagte Hartjen und beugte sich jetzt ganz weit vor. „Die möchten ihn in einem Sarg mit nach Hause nehmen und ihn da richtig begraben lassen. Und du bist die Einzige, die die Stelle kennt, wo ... die Männer damals das Loch geschaufelt haben ... Die beiden sind sehr traurig, dass ihr Sohn tot ist. Sie haben so gehofft, dass er noch lebt. Das kannst du doch verstehen, oder?“

Ilse nickte jetzt heftig, konnte aber immer noch nicht sprechen. Sie holte tief Luft und sank dann wieder in sich zusammen. Als sie weinte, legte ihre Mutter den Arm um ihre Schulter.

„Das war so schrecklich!“ brach es schließlich aus Ilse hervor. „Ich seh immer nur die dünnen Beine aus der Wüppe hängen...“

„Das war wirklich grausam“, sagte Hartjen jetzt behutsam. „Erzähl bitte weiter.“

„Also ich habe an dem Tag ... nach der Schule ... mit Hermann Richter gespielt. Wir wollten Stichlinge fangen ... im Rennschloot.“ Ilse schluchzte und schnäuzte sich die Nase mit dem Taschentuch, das ihre Mutter ihr hinhielt. „Das war dann so ... gegen kurz nach halb eins. Da sahen Hermann und ich diese Männer, die auf das Friedhofstor zukamen ... vorneweg ein dicker Mann, der diese Wüppe vor sich herschob ... und dahinter gingen zwei Männer ... einer davon war Harm Janßen, den anderen kannte ich nicht ... die hatten so blaue Uniformen an und Gewehre in der Hand. Wir haben uns furchtbar erschrocken, als wir sahen, dass da ein Mann in der Wüppe lag. Wir dachten, der wäre tot.“ Nach ein paar Mal Schluchzen fuhr sie fort: „Ach ja, da waren noch zwei andere Männer dabei.“

Hartjen schaltete sich jetzt hastig ein: „Moment, da war euer Haus, dann der breite Sandweg davor, und dann der Rennschloot, der am Friedhof vorbeifließt. Da standet ihr also drin, um Stichlinge zu fangen. Dann habt ihr ja nur ... ungefähr zwei Meter entfernt von den Männern gestanden... Haben die euch nicht gesehen? ...Was passierte dann?“

Ilse schaute ihre Mutter an, die nickte nur, sagte aber nichts zu ihr.

„Da stand plötzlich Mama in der Tür und hat uns ins Haus gerufen...“

„Das Mittagessen stand nämlich schon auf dem Tisch“, ergänzte Ilses Mutter.

„Dann habt ihr also nicht mehr gesehen, was mit dem Mann in der Karre passiert ist?“

„Nein, wir waren ja so froh, dass wir ins Haus konnten. So schnell sind wir noch nie gerannt, glaube ich“, stieß Ilse hervor.

„Also, Hermann rannte auch mit dir ins Haus?“

„Ja, wir haben beide an dem Tag mit Mama Mittag gegessen, in unserer Küche.“

„Und beim Essen haben wir dann ein paar Minuten später einen Schuss gehört“, schaltete sich Frau Tinning wieder ein. Ilse nickte heftig.

„Aha... Aber du könntest uns doch sicher die Stelle auf dem Friedhof zeigen, wo die Männer mit der Karre stehen blieben?“, fragte Hartjen, lehnte sich zurück und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. „Und du bist ganz sicher, dass einer der Männer mit den Gewehren Harm Janßen war?“

„Ja“, hauchte Ilse ganz leise und zitternd fügte sie hinzu: „Aber ich muss doch nicht dabei sein, wenn der tote Mann ausgegraben wird...?“

„Natürlich nicht“, beruhigte Hartjen das Mädchen. „Dafür haben wir Fachleute, die sowas machen, das findet immer ganz früh am Morgen statt, wenn noch niemand sonst auf dem Friedhof ist.“

„Und dann kommt er in einen Sarg und die Eltern können ihn mitnehmen?“

„Er wird dann in Bremen begraben, ja, da hat er früher gewohnt.“

„Das ist gut“, seufzte Ilse und dann fragte sie: „Warum haben die den Mann erschossen?“

Hartjen blickte Frau Tinning an, Frau Tinning schaute ihre Tochter an, die wiederum dem Bürgermeister und ihrer Mutter abwechselnd in die Augen sah. Die Erwachsenen senkten den Blick und schwiegen lange.

„Das muss alles noch geklärt werden“, schloss Hartjen die Befragung. „Wir fahren jetzt zum Friedhof und du zeigst uns bitte die Stelle, wo die Männer gestanden haben. Und dann gehst du mit deiner Mutter nach Hause.“

Hartjen begleitete die beiden zur Tür und rief Frau Schneider, seiner Sekretärin, zu, den kleinen Hermann Richter könne sie wieder nach Hause schicken.

„Und der Zinksarg?“, fragte Hartjen noch.

„Wird heute noch in die Friedhofskapelle gebracht“, antwortete die Sekretärin.

Mutter und Tochter stiegen in Hartjens alten DKW. Während der Fahrt zum Friedhof schwiegen alle.

Am folgenden Tag warteten noch vor Sonnenaufgang sechs Männer am Friedhofstor, die Walter Köster exhumieren sollten.

Als die Stelle erreicht war, auf die Ilse am Tag zuvor, ohne zu zögern, gezeigt hatte, stießen die Männer mit den Schaufeln nach einigen Minuten auf die Leiche. Sie betteten sie vorsichtig in den offenen Zinksarg, schraubten ihn sorgfältig zu und trugen ihn darauf schweigend im Gleichschritt aus dem Friedhof. Auf jeder Seite drei Männer, die jeweils durch Tragegurte verbunden waren. Am Tor wurde der Sarg auf die Ladefläche des wartenden LKWs gewuchtet. Der Sarg sollte zunächst bei Niemanns in der alten Molkerei zwischengelagert werden. Die Familie hatte sich bereit erklärt, ihn dort für ein paar Tage stehen zu lassen, bis die Formalitäten in Bremen geregelt waren. Ein Beamter der Gemeindeverwaltung unterschrieb jetzt den Transportauftrag. Dann setzte sich der LKW mit röchelndem Motor und dichter Auspuffwolke langsam in Bewegung.

Eine Amsel stocherte vor einem verwitterten grauen Grabstein nach Würmern und Käfern und flog dann hastig mit magerer Beute auf einen Eichenast inmitten des Friedhofs.

Als das erste rötliche Sonnenlicht über den Häusern und Bäumen aufleuchtete, setzte Sprühregen ein, der die Grabsteine matt erglänzen ließ.

Ist das alles, was da steht?

In einem schlecht beheizten Marine-Kasernengebäude im Flensburger Stadtteil Mürwik war unmittelbar nach Kriegsende eine so genannte „Auffangstelle“ der Marinegerichte des Deutschen Reichs geschaffen worden. In einem der Bürozimmer hockte Dr. Hans-Ulrich Görsch, frierend inmitten von Akten, Briefen, Urkunden und sonstigen Schriftstücken vor seiner Schreibmaschine. Er hatte die Aufgabe erhalten, Straftäter zu ermitteln, die sich in den chaotischen Verhältnissen nach der Besetzung Deutschlands ihrer Strafe entzogen hatten. Im weitesten Sinne hatte er mit seinen Kollegen, die in den anderen Büros froren, für Ordnung zu sorgen. Die Mühlen der Justiz durften nicht stillstehen. Es war keine Zeit zu verlieren.

Bei den Straftätern ging es aber nicht etwa um die *Rattenlinie Nord*, um die letzten Repräsentanten der Dönitz-Regierung, die sich in den „Sonderbereich Flensburg-Mürwik“ geflüchtet hatten, um sich hastig mit gefälschten Papieren neue Identitäten zu verschaffen. Das Polizeipräsidium Flensburg bot dazu mit Pass-Originalen und hunderten von Stempeln hervorragende Möglichkeiten. Denn erst nach kurzem Zögern hatte die englische Besatzungsmacht dem Treiben einer nach dem „Heldentod des Führers“ selbsternannten letzten „Regierung des Deutschen Reichs“ ein Ende bereitet und endlich alle verhaftet, deren man noch habhaft werden konnte.

Dass in Schleswig-Holstein (und nicht nur hier) nach dem Krieg trotzdem viele „alte Kameraden“ aus höchsten Ämtern in Wehrmacht, Gestapo, Reichssicherheitshauptamt, Justiz und Wissenschaften weitgehend unbehelligt ihrem Lebensabend entgegen spazieren konnten, soll hier nicht unerwähnt bleiben. Die Westmächte waren im jetzt entstehenden Kalten Krieg gegen den Ostblock auf willige Fachkräfte aus Gestapo und Reichssicherheitshauptamt angewiesen. Über deren bisheriges blutiges Handwerk wurde deshalb großzügig hinweggesehen.

Görsch war in den letzten Kriegsjahren Marineoberstabsrichter in Flensburg gewesen. Gerade in den letzten Monaten des Krieges waren viele Todesurteile wegen Wehrkraftzersetzung fällig gewesen, die auch Görsch unterschrieben hatte. Nach der bedingungslosen Kapitulation hatten die Alliierten die hier ansässigen Marinerichter einfach dabei gewähren lassen, wieder Ordnung ins Polizei- und Gerichtswesen zu bringen.

Vor ihm lag heute, am 31. Januar 1946, ein Brief, den der Generalstaatsanwalt vom Oberlandesgericht Lingen / Ems geschickt hatte, und zwar zu einer Anfrage, die Görsch, auf Anregung seines Kollegen im Büro nebenan, dorthin geschickt hatte. Er nahm den Brief ungeöffnet in die Hand und ging damit zu seinem Kollegen, dem Marinegerichtsrat Dr. Hortmann.

„Hier ist die Antwort aus Lingen, Willem“, sagte er und begann den Umschlag zu öffnen.

„Lies mal vor“, sagte Hortmann und drehte sich auf seinem Stuhl dem Kollegen zu.

Görsch überflog die eine Seite und griff dann nach dem zweiten Blatt.

„Fehlanzeige, hab ich mir gleich gedacht“, sagte Görsch und begann dann vorzulesen.

Hierneben werden die an die Strafgefangenenlager in Papenburg gerichteten Anfragen, die an mich weitergeleitet worden sind, zurückgesandt. ... Die Strafgefangenenlager in Papenburg sind aufgehoben. Alle Gefangenen sind entlassen. ... Gezeichnet Dr. Meyer-Abich. Abgeschickt ist das ... am 18. Oktober 1945.“

„Kann mich noch ziemlich genau an diesen Köster erinnern.“ Hortmann griff zu seiner Pfeife und versuchte sie wieder anzuzünden. „Muss 1941 oder 42 gewesen sein, in Brest. Hatte damals eine ganze Reihe von Verhandlungen. So ein junger Kerl noch, und schon so versaut. Hatte sogar ein positives Arbeitsgutachten und trug auch ein Minensucher Abzeichen.“

„Und wie war das Strafmaß?“, fragte Görsch und versuchte den Pfeifenqualm mit einer Handbewegung wegzuscheuchen.

„Ein Jahr Gefängnis und Entzug der bürgerlichen und militärischen Ehrenrechte. Musste sein, wegen der Abschreckung. Gab da noch weitere Fälle mit Hundertfünfundsiebzigern. Richtige Seuche, unappetitliche Sache das. Muss man den gesunden Volkskörper vor schützen. Vom sittlichen Verfall dieser Kreise und der Zersetzung des öffentlichen Lebens mal ganz zu schweigen.“ Hortmann paffte gierig seine Pfeife und klopfte sie schließlich im Aschenbecher aus.

„Und was machen wir jetzt?“, fragte Görsch und setzte sich auf den Hocker neben Hortmanns Schreibtisch.

„Na - Kripo Bremen“, stieß Hortmann zwischen den Zähnen hervor, während er den Pfeifenkopf auskratzte.

„Stimmt. Da hat er ja früher gewohnt, wird sich bestimmt bei seiner Mutter melden“, sagte Görsch, kramte die beiden Blätter aus Lingen zusammen, klammerte und lochte sie.

„Vielleicht haben wir da ja Glück“, brummte Hortmann. „Gibt's was Neues im Fall Reuter?“

„Noch keine Antwort“, sagte Görsch. „Ich schreib noch den Brief an die Kripo Bremen und dann gibt's heute Erbseneintopf in der Kantine. Kommst du mit?“

„Ist wohl vom Winterhilfswerk übriggeblieben, die Suppe...“, raunte Hortmann, „...na gut, ich geh schon mal vor.“

Görsch hockte sich nebenan wieder vor seine Adler-Schreibmaschine, spannte Blatt und Durchschlagpapier in die Walze und begann, nach Anschrift, Absender und dem Datum, zu hämmern:

Betreff:

Strafsache gegen den ehem. Matr. Walter Köster geb. 15.06.1908 in Bremen, früher wohnhaft Bremen, Essener Straße 1, Mutter Luise Kottisch.

Es wird um Feststellung gebeten, ob der Obengenannte dort wieder aufhältlich ist.

Gegebenenfalls ist zu erfragen, bis zu welchem Tage er sich in Strafhafte befunden hat und wo.

Gez. Görsch - Marineoberstabsrichter

Der Durchschlag kam in die Ablage neben der Schreibmaschine, das Kohlepapier landete nicht im Papierkorb, sondern, obwohl schon hundertmal benutzt, in einer Sonderablage. Und das Originalblatt verschwand in einem Briefumschlag, der - mit der Adresse der Kripo Bremen und einer Briefmarke versehen sowie mit der Zunge zugeklebt - in den Kasten mit der Aufschrift „Postausgang“ geworfen wurde. Dann warf Görsch sich Schal und Mantel über, zog die Handschuhe an, griff nach seiner Baskenmütze und hastete aus dem Büro. Draußen, auf dem Weg zur Kantine, wurde seine ausgeatmete Luft zu kleinen weißen Wölkchen.

Am 26. Februar 1946 lag die Antwort der Kripo Bremen auf Görschs Schreibtisch. Er eilte sofort mit dem Brief zu Hortmann hinüber.

„Köster, Kripo Bremen“, sagte er nur und rieb sich die Hände, die einfach nicht warm wurden. Hortmann nahm seinen Brieföffner, schlitzte den Umschlag blitzschnell auf und begann zu lesen: „Nach Aussagen der Mutter des gesuchten Köster, der Ehefrau Louise Kottisch ...so und so ...ist der Walter Köster am 18. 04. 1945 von den SS-Wachen des Straflagers Esterwege ... muss heißen: Esterwegen ... auf dem Friedhof von Ihrhove, Kreis Leer... i. O.“ Er stutzte.

„Muss ein kleines Kaff in Ostfriesland sein“, erklärte Görsch und hauchte in seine Hände.

„Aha...“, las Hortmann weiter vor. „... in Ostfriesland ... erschossen worden ... „

„Ach“, entfuhr es Görsch, den diese Wendung des Falles Köster nicht wirklich überraschte.

„Ist das alles, was da steht?“

„Nein“, erwiderte Hortmann. „Da kommt noch ein Absatz: *Er war im September 1944 in das Lager Esterwege ...n... eingeliefert worden und aus diesem am Anfang April 1945 ausgebrochen. Bei seiner Wiederergriffung wurde er als transportunfähig (unterernährt) erschossen. Im Lager hatte er die Strafgefangenen Nummer 1195. Der Tod wurde durch Sterbeurkunde, ausgestellt in Ihrhove, nachgewiesen.*“

Hortmann legte den Brief vor sich auf den Schreibtisch, nachdem er die Akte, an der er gerade arbeitete, beiseitegeschoben hatte. Er griff noch einmal in den Briefumschlag, aber darin befand sich nichts mehr.

„Die hätten doch gleich die Sterbeurkunde mit reinlegen können“, grunzte Hortmann.

„Na ja“, seufzte Görsch, „immerhin: ein Volksschädling weniger ...“

„Ich seh ihn noch vor mir, wie er nach dem Urteilspruch schluchzte ... widerliche Schwuchtel ...“ Dann hämmerte Hortmann seinen Stempel „Akte geschlossen“ auf das Deckblatt der Akte Köster.

Hortmann schüttelte sich und griff nach seiner Pfeife. Aber noch ehe er sie stopfen und anzünden konnte, hatte Görsch das Zimmer fluchtartig verlassen.

Es scheint dringend zu sein

Dr. Georg Stolte saß zu Hause an seinem Schreibtisch im Dachgeschoss. Er war gerade erst, im Herbst 1945, von der englischen Militärregierung als Oberstaatsanwalt bei der Vollstreckungsbehörde in Oldenburg eingesetzt worden. Der Entnazifizierungskammer hatte er glaubhaft machen können, dass er den Nazis Widerstand geleistet hatte. Der Juwelier Salomon Gens und seine Frau Isa hatten das Dritte Reich nur überlebt, weil die beiden sich die letzten zwei Jahre im Keller seiner Villa verstecken konnten. Die eidesstattliche Erklärung des Juweliers, der sofort nach Kriegsende auf abenteuerlichen Wegen schließlich nach Tel Aviv gelangt war, überzeugte die Militärregierung davon, dass Stolte geeignet sei, an der Wiederherstellung eines demokratischen Rechtsstaats in der britischen Besatzungszone mitzuwirken. So ähnlich stand es in seiner Ernennungsurkunde, die ihm vom Staatsminister für Justiz persönlich ausgehändigt worden war.

Stolte gähnte und tippte missmutig auf der GROMA Schreibmaschine der Firma GF Grosser herum, die ihm von der Behörde bei Dienstantritt zur Verfügung gestellt worden war; ein Blatt hatte er noch nicht in die Walze gedreht. Immer wieder klebten die Buchstabentypen aneinander. Das O und das D hatten kleine schwarze Löcher in die dünnen Durchschlagseiten gestanzt. Doch am schlimmsten war, dass man noch nicht einmal die Zeit gehabt hatte, das Sonderzeichen über der 3, oben links, die SS-Rune, zu entfernen.

Endlich gab er sich einen Ruck, drehte hastig einen Papierbogen in die Walze und begann sofort wie wild auf die 3 einzuhämmern, den linken Zeigefinger dabei permanent auf der Hochsteltaste belassend. Als er fast eine halbe Seite mit den verhassten Runenzeichen besudelt hatte, hielt er abrupt inne, riss stöhnend das Blatt aus der Walze, zerquetschte es in seiner Faust, warf es in Richtung des Papierkorbs, verfehlte den jedoch knapp, sodass er auch noch aufstehen musste.

Er blickte kurz aus dem Fenster in die stockfinstere Nacht. Dann warf er sich in seinen Sessel vor dem Bücher- und Aktenregal, langte nach einer Zigarre und setzte binnen Minuten sein Arbeitszimmer unter Qualm.

Es war jetzt kurz vor Ende des Jahres, in dem die Wehrmacht bedingungslos kapituliert hatte und Deutschland endlich von den alliierten Truppen besetzt worden war. In Japan hatten die Amerikaner zwei Atombomben abgeworfen und damit auch dort den Krieg beendet. Und morgen war der letzte Tag des letzten Prozesses in Oldenburg in diesem Jahr.

Stolte griff noch einmal nach der Akte mit dem Geschäftszeichen 3 Js. 2962/45 und blätterte darin. Morgen also, am 30.12.1945, sollte das Urteil im Mordfall Emil Walter Köster verkündet werden. Zwei Männer waren tatverdächtig, der eine, Eduard Müller war 50 Jahre, der andere, Harm Janßen, sogar schon fast 60 Jahre alt. Augenzeugen hatten die beiden Wachleute erkannt, die aus zwei Emslandlagern nach Ihrhove beordert worden waren, um dort einen jungen Mann zu liquidieren, der während der chaotischen Evakuierung des Strafgefangenenlagers Esterwegen geflohen war. Aufgegriffen am Rande Ihrhoves, im so genannten Hammrich, wurde Köster etwa eine Woche, vom 12. bis zum 18. April, im „Spritzenhaus“ des Dorfes gefangen gehalten, bevor er auf dem Friedhof an der Ihrener Straße erschossen und verscharrt wurde.

Wieso wurde er dort so lange gefangen gehalten und nicht sofort von der SS umgebracht, die sich, nur wenige hundert Meter entfernt vom Spritzenhaus, in Gebäuden nahe der Reformierten Kirche einquartiert hatte? Warum wurden Müller und Janßen aus zwei verschiedenen Emslandlagern nach Ihrhove befohlen – und von wem? Und was hatte es mit

diesem ominösen „sehr jungen Hauptmann“ auf sich, von dem Müller den Befehl erhalten haben wollte?

Wer geschossen hatte, war nicht zu ermitteln gewesen, die Verdächtigen schwiegen über die Tat, hatten nur zur Person ausgesagt. Und die wenigen Augenzeugen waren nicht so nahe am Ort des Geschehens, dass sie mit Sicherheit sagen konnten, wer von beiden der Schütze war, sie hätten nur einen Schuss *gehört*.

Stolte überlegte, wie er anstelle des Richters, den er nicht beneidete, urteilen würde. Er war sich nicht sicher, ob sein Plädoyer, das er vor zwei Tagen gehalten hatte, Bestand haben würde. Er hatte für eine hohe Gefängnisstrafe, mindestens 10 Jahre für beide, plädiert. Das Opfer war am Vorabend des Mordes noch von jemandem in der Nacht grausam verprügelt worden. Dazu gab es keine Augenzeugen. Die Einlassung Müllers, er sei am Morgen des 18. April in seiner Wohnung in Westrhauderfehn von *einem sehr jungen Hauptmann* gezwungen worden, *auf der Stelle* nach Ihrhove zu fahren, um dort *die Sache mit dem Gefangenen in Ordnung zu bringen*, hatte er als Schutzbehauptung nicht gelten lassen. Den Namen dieses Hauptmanns konnte Müller natürlich nicht nennen, sicher hatte er diesen Befehlsgeber erfunden. Auf den *Befehlsnotstand* versuchten sich ja jetzt alle, die schuldig geworden waren, herauszureden! „Wenn ich mich geweigert hätte, wäre ich selbst erschossen worden“, wurde jetzt ihr Mantra...

So leicht kommen sie mir nicht davon, dachte Stolte. Er selbst war immer dem Grundsatz gefolgt, dass man gewisse Dinge einfach nicht tut. Richtig zu handeln hieß auch, Menschen davor zu schützen, von hasserfüllten Rassisten, die sich selbst für „Herrenmenschen“ hielten, erst beraubt und dann ermordet zu werden. Er hatte nur kurz gezögert, als Gens und seine Frau im Morgengrauen zitternd vor seiner Tür standen. Die Unmenschlichkeit der Politik der NSDAP war ihm von Anfang an, schon nach den ersten Diskriminierungen der Juden 1933 und nicht erst mit den Nürnberger Rassegesetzen, klar gewesen.

Vor einem Monat, am 20.11., hatte - ganz bewusst - in Nürnberg ein internationales Militär-Tribunal der Siegermächte begonnen. Dort wurden die Spitzenfunktionäre des NS-Staates, soweit sie gefangen genommen werden konnten – Göring, Keitel, Heß, Speer, Ribbentrop, Dönitz, Schirach, Kaltenbrunner und andere - für ihre Verbrechen zur Verantwortung gezogen. Stolte war gespannt darauf, auf welche Weise die Sieger des Krieges Recht sprechen würden – ein Wagnis war dieses Tribunal in jedem Fall. In der Presse hieß es, dass es noch viele Monate dauern werde. Er hatte sich vorgenommen, die Berichterstattung darüber aufmerksam zu verfolgen.

Stolte hatte in seinem Arbeitszimmer unterm Dach das Klingeln des Telefons unten im Flur nicht gehört. Erst als seine Frau nach ihm rief, ging er zur Tür und horchte.

„Komm mal runter ans Telefon, Georg“, rief sie. „Es scheint dringend zu sein.“

Stolte sah auf die Uhr. Kurz vor Mitternacht – wer rief denn um diese Zeit noch an?

„Ja, Stolte...“, meldete er sich mürrisch. Er begriff nicht gleich, was der Mann am anderen Ende ihm zu vermitteln versuchte.

„Was? ... Eduard Müller? ... erhängt? ... in seiner Zelle? ...“

Dich sieht man ja überhaupt nicht mehr

Der alte Mann mit der Baskenmütze in der Hand zögerte lange vor dem Eingangstor zu Volker Behnkes Holzschuh-Werkstatt in Ihren. Seit Harm Janßen im November 1946 aus dem Gefängnis in Oldenburg entlassen worden war, fast ein Jahr, nachdem man Müller tot in dessen Zelle fand, hatte er sich nicht getraut, eine Arbeit zu suchen, und nicht nur deshalb, weil er schon fast 60 war. Er hatte sich zu Hause verkrochen, und wenn seine Frau Elsa nicht weiterhin ihre Stelle bei der Post behalten hätte, wären sie verhungert. Anfangs hatte Elsa immer wieder versucht, ihren Mann zum Reden über die Vergangenheit zu bringen. Aber er blieb stumm, nicht mal ein „gute Nacht“ konnte er sich abends im Bett abringen; er drehte ihr den Rücken zu und lag noch lange wach mit offenen Augen. Oft stand er nach einer Weile auf und schlurfte zur Küche. Einmal war er über dem Küchentisch eingeschlafen, und sie fand ihn dort erst am frühen Morgen.

Nur manchmal, wenn er etwas suchte, sprach er sie an. Oft erschrak sie dann und zuckte zusammen, weil sie sich so an sein Schweigen gewöhnt hatte. Auch die beiden Söhne, Ewald und Cord, die jetzt 15 und 12 waren, hatten inzwischen aufgegeben, ihm mehr als „guten Morgen“ und „guten Abend“ zu sagen. Sie waren seine Wortkargheit vor allem aus den letzten Kriegsjahren gewohnt, als ihr Vater in einem der Emslandlager als „Blauer“ arbeitete. Seit er aber aus dem Gefängnis wieder zu Hause war, sprach er so gut wie gar nicht mehr mit ihnen.

Ein einziges Mal hatten sie ihren Vater brüllen hören, als eines Tages die *Ostfriesenzeitung* auf dem Mittagstisch lag und ein Bericht über den Nürnberger Prozess fast zwei Seiten einnahm. Cord hatte seine Mutter gefragt, warum auf dem einen Foto so viele abgemagerte Tote zu sehen seien, Männer, Frauen und Kinder, übereinandergestapelt. Und wer die in den gestreiften Uniformen seien. **B e r g e n B e l s e n** hatte Cord, Buchstabe für Buchstabe, unter dem Foto laut gelesen - wo das denn sei...

„Ihr habt ja keine Ahnung!“, schrie Harm, riss die Zeitung an sich, knüllte sie zusammen und warf sie in den Kanonenofen neben dem Herd, den Elsa gerade geöffnet hatte, um trockenes Holz nachzulegen.

„Wie *sollen* wir denn auch Ahnung haben!“, schrie Ewald zurück. „Du sprichst ja nicht darüber, was du im Lager erlebt hast! Hast immer gesagt, darüber reden darfst du nicht!“ Ewald ließ sich auf einen Küchenstuhl fallen und verschränkte die Arme vor der Brust. „Was meinst du, was ich in der Schule immer zu hören kriege. ‚Mörderkind!‘ ... Und nie kann ich was dagegen sagen. Du schweigst ja nur!“

„Papa, bitte sag doch was“, bettelte Cord. Er zitterte und kämpfte gegen das Weinen an, das in ihm hochstieg. Er sah seinen großen Bruder an. Der sprang jetzt auf und brüllte seinem Vater ins Gesicht: „Dir ist ja völlig egal, was Cord und ich deinetwegen aushalten müssen!“ Dann rannte er aus der Küche und schlug die Tür hinter sich zu.

„Ihr sollt doch Papa nicht so aufregen“, sagte Elsa mit tonloser Stimme, nahm den Jüngeren in den Arm, der nun hemmungslos zu weinen anfang, und ging mit ihm hinaus. Harm saß danach noch lange in der Küche und starrte vor sich hin. Das Einzige, was er denken konnte, war immer nur: Wenn ihr nur wüsstet, wie mich Nacht für Nacht die Erinnerungen an das Lager und das Geschehen auf dem Friedhof verfolgen...

Jetzt endlich, im Frühjahr 1947, hatte er sich wieder aus dem Haus gewagt.

Volker Behnke, auch Ende 50 wie Harm, war vor einem Jahr in die Holzschuh-Produktion eingestiegen, zusammen mit zwei Gesellen. So kurz nach dem Krieg war das lukrativ, denn normales Lederschuhzeug war sehr teuer und hier im Dorf war man an die ‚Holschen‘ gewöhnt. Bei einem Holzhändler in Flachsmeer hatte er Pappelholzstämmen besorgt. Und die Maschinen,

mit denen er und die Gesellen das Beschneiden und Aushöhlen der zurechtgesägten kleinen Rohholzblöcke bewerkstelligen konnten, hatten den Krieg überstanden und mussten nur wieder gut geölt werden.

Der Bedarf an Holzschuhen war riesig, die meisten Schulkinder z. B. klapperten in ihren kleinen Holzpantinen durch die Schulgänge und ihre Klassenzimmer, dass es eine Freude war. Außerdem konnten sie die auch als Boote auf dem Rennschloot aussetzen –

Einer der Gesellen bei Behnke, der neben den Janßens wohnte, hatte Harm erzählt, sie hätten soviel zu tun, dass sie bestimmt noch jemanden gebrauchen könnten. Und so stand Harm Janßen – allerdings erst nach langem Zögern - hier in Ihren vor der Bürotür neben der Werkstatt und klopfte ganz leise. Er war froh, dass er auf dem Weg dorthin nicht am Friedhof vorbeimusste.

„Ja?“, hörte er von drinnen.

Die Tür war wohl lange nicht geölt, denn sie knarrte ziemlich, als Harm sie langsam öffnete. Volker Behnke, weißer Haarring um seine Glatze, saß an seinem Schreibtisch. Er war gerade dabei die Monatsabrechnung zusammenzustellen.

„Mensch, Harm! Altes Haus!“, rief er, erhob sich von seinem Stuhl und ging um seinen Tisch herum auf Harm zu, der an der Tür stehen geblieben war. Behnkes ausgestreckte Hand ergriff er nur zögernd.

„Dich sieht man ja überhaupt nicht mehr. Wie geht's dir?“ Dann rief er in den hinteren Raum: „Gesine, kannst du uns mal ne schöne Kanne Tee machen?“

Die beiden standen sich nun ein wenig verlegen gegenüber. „Brauchst du ein Paar Holzschuhe? Gibt ja jetzt wieder viel zu tun im Garten“, fing Behnke wieder an.

Janßen schwieg, er hatte gedacht, dass der Geselle, mit dem er gesprochen hatte, schon seinen Chef vorbereitet hätte. Die unerwartete Situation brachte ihn augenblicklich ins Schwitzen.

„Ach“, sagte Behnke leise, „ich kann's mir schon denken.“

Janßen sah zu Boden, dabei drehte er seine graue Baskenmütze in den Händen.

„Tja“, fuhr Behnke seufzend fort, „der Manni hat dir wahrscheinlich erzählt, dass wir so viele Aufträge haben, dass wir Drei das gar nicht alles schaffen können. Das stimmt schon, aber...“ Er versuchte jetzt seine Worte ganz genau zu wägen. „Harm, du bist ein prima Kerl, nicht so ein Torfkopf wie der Raßmussen. Wir kennen uns beide ja noch aus der Zeit vor dem *tausendjährigen Reich*. Haben ja beide am Anfang die Sozis gewählt.“ Er griff nach seiner Zigaretenschachtel auf dem Schreibtisch. „Auch eine?“ Janßen schüttelte den Kopf.

„Harm, ich habe nie begriffen, dass du ...“ Behnke verstummte und setzte neu an: „Oder anders – Ich weiß ja, dass du kurz vor 33 als Schuster aufgegeben hast und dann beim Bau vom Elisabethfehn-Kanal und bei Deicharbeiten an der Ems geschuftet hast. Dann warst du noch in Leer beim Bauunternehmen Schuhmacher, stimmt doch, oder? Und als es da nicht mehr weiterging...“

„... da hab' ich dann Ende 40 in Frankreich am Westwall mitgebaut, in Calais“, ergänzte Janßen leise.

„Du hast es wirklich nicht leicht gehabt“, sagte Behnke. „Aber was ich nie verstanden habe, ist, dass du dich als alter Genosse dazu hergegeben hast, in einem Emslandlager...“

„Was hätte ich denn machen sollen, Volker?“, rief Janßen verzweifelt dazwischen. „Die Nazis wussten doch, dass ich die SPD gewählt habe. Du warst ja schon seit 1925 nicht mehr SPD-Anhänger.“

„Du weißt ja noch“, sagte Behnke, „dass ich, als Stresemann Reichskanzler wurde, mit Karl Bussenius zur DVP gegangen bin. Stresemann hat Deutschland vorangebracht, leider ist er zu früh gestorben, und der Brüning ...“

„Ich weiß, ich weiß!“, stöhnte Janßen. „Aber meine Treue zur SPD haben sie mir immer wieder vor die Nase gehalten! Ich hatte doch Elsa und die beiden Kinder! Die haben mich erpresst, Volker!“

Beide schwiegen. Janßen atmete schwer. Die Sekretärin guckte erschrocken, als sie den Tee auf dem Schreibtisch abstellte. Sie verschwand schnell wieder in ihrem Zimmer und schloss die Tür.

Behnke setzte sich an seinen Schreibtisch und bat Harm, auf dem Stuhl gegenüber Platz zu nehmen. Sie rührten schweigend in ihren Tassen, bis der Kandis geschmolzen war, und schlürften dann ihren Tee.

„Und ... dann ist da ja noch die Geschichte mit dem Spritzenhaus“, sagte Behnke und sah Janßen auffordernd an. „Mit dem Erschossenen. Deswegen hast du ja mit diesem anderen Wachmann ... vor Gericht gestanden ... Wie hieß der noch gleich ...?“

Janßen wich dem Blick aus und schaute aus dem Fenster. Er krampfte seine eiskalten Hände ineinander, wieder außerstande auch nur ein Wort herauszubringen.

„Wie ist das denn alles passiert?“, hakte Behnke nach längerem Schweigen noch einmal nach.

Janßen erhob sich jetzt abrupt, setzte seine Baskenmütze auf und wandte sich zum Gehen. Seine Beine waren wie Blei. Mit hängenden Schultern bewegte er sich auf die Tür zu. Behnke saß schweigend da und blickte ihm nach. Ein Elendsbündel, dachte er, griff hinter sich und zog aus einer Ablage ein Formular heraus.

„Schon gut, Harm. Du musst alleine damit klarkommen.“ Er stand von seinem Schreibtisch auf und drückte ihm den Arbeitsvertrag in die Hand.

„Ich nehme mal an, du kannst sofort morgen anfangen. Manni wird dir dann erklären, was du alles machen musst. Einverstanden?“

Du kennst dich doch mit solchen Wunden gut aus

An einem sonnigen, aber noch kühlen Vormittag im April 1956 klingelte in der Praxis von Dr. Irene Körte in der Bahnhofstraße das Telefon. Das Wartezimmer der Internistin war den ganzen Vormittag nur mäßig besetzt. Nur wenige ihrer Patienten, überwiegend ältere Frauen und Männer, kamen heute in das eher unscheinbare, zweistöckige Haus neben dem kompakten, düsteren Klinkerbau zur Linken und dem Haus zur Rechten, in dem Friseur Gernand Tag für Tag – außer am Sonntag natürlich - Haare schnitt.

Frau Dr. Körte erkannte sofort die schneidige Stimme am anderen Ende.

„Was gibt's denn so Dringendes, Herr Ortsgruppenführer a. D.?“

Es war die durchdringende Stimme von Peter Raßmussen, der, nach dem Krieg als Mitläufer entnazifiziert, wieder als Volksschullehrer unterrichten durfte. Er hatte gerade als Klassenlehrer eine 3A übernommen, die Ostern 1954 in den blitzblanken Neubau an der Ihrener Straße eingeschult worden war.

„Herrjeises, Irene, unseren Pausenhof hier mit Schlacke zu bedecken war keine gute Idee, kann ich dir sagen.“

„Was ist denn passiert?“, wollte die Ärztin wissen.

„Beim Toben ist einer meiner Schüler auf dem Pausenhof ausgerutscht und hat sich dabei die ganze rechte Wade aufgeschlitzt. Onno, der jüngste Sohn vom Auktionator, den kennst du ja. Das ist der Unglücksrabe.“

„Stimmt, der Onno ist bei mir in der Kartei. - Na, dann bringt ihn man her.“

„Wir haben erstmal die Blutung gestillt und die Wunde verbunden. Aber Onno wollte partout nicht mit einem Auto gebracht werden. Ich habe ihn vor ner halben Stunde mit zwei Schülern losgeschickt, zu Fuß. Müssten gleich bei dir sein. - Jedenfalls kein Weichei, der kleine Onno...“

„... Mensch, Peter!“ Sie wurde jetzt lauter: „Das kannst du doch nicht machen! Da reißt ja die Wunde vielleicht noch weiter auseinander. Das sind doch fast ... zwei Kilometer von der Schule bis hierher!“

„Du kennst dich doch mit solchen Wunden gut aus, Irene“, stichelte Raßmussen. „Du kriegst das schon hin.“

Bevor Raßmussen auflegen konnte, zischte die Ärztin in den Hörer: „Du solltest dich was schämen, Peter! Elf Jahre ist das jetzt her, fast auf den Tag genau, als Müller und Janßen hier ankamen und den Köster erschossen haben...Und du nutzt mal wieder die Gelegenheit, mir unter die Nase zu reiben, dass ich damals...“

„... Bevor du dich weiter aufregst!“, fuhr Raßmussen ihr jetzt genau so barsch dazwischen. „Es ist mir scheißegal, was du von mir denkst. Ich hatte damals die Verantwortung für die ganze Gemeinde! Und ich lass mich...“

„... Die Verantwortung! Dass ich nicht lache!“, schrie Frau Körte nun ihrerseits dazwischen.

„Wo warst du denn, als Dietmar Lübbert ganz alleine den Kanadiern mit der weißen Fahne entgegengefahren ist, hä? Wenn's nach dir gegangen wäre, hätten die Alliierten doch Ihrhove in einen Trümmerhaufen verwandelt!“

„Ich halte das immer noch für Hochverrat, was Lübbert gemacht hat, das weißt du, Irene! Und ich ...“

„Da, wo andere Leute ihr Gehirn haben, ist bei dir nur Luft, Peter!“, rief sie jetzt vor Wut zitternd und knallte den Hörer auf die Gabel.

Ingrid Bolte, eine der jungen Sprechstundenhilfen, die zufällig ins Behandlungszimmer kam, sah ihre Chefin mit offenem Mund an. So hatte sie die noch nie erlebt.

„Ist doch wahr!“, wandte sich die Ärztin jetzt an sie, „Immer noch der alte Nazi-Stiesel, nichts dazu gelernt!“ Sie setzte sich in ihren Drehsessel und ganz langsam beruhigte sie sich wieder.

„Da warst Du noch ganz klein, Ingrid,“ begann sie seufzend, „kurz vorm Ende des Krieges, im April 1945, ist hier ein junger Mann, der aus dem Emslandlager Esterwegen geflohen war, im Hammrich gefunden worden. Er war halb verhungert und hatte eine Schusswunde am rechten Bein. Man brachte ihn ins Spritzenhaus...“ Sie ging ans Fenster, zog die Gardine beiseite und winkte Ingrid zu sich. „Hier. Da drüben, wo der schmale Fußweg zwischen der Großwolderstraße und unserer Bahnhofstraße mit einem Drehkreuz endet, siehst du? Da auf der linken Seite steht ein Flachbau, das so genannte Spritzenhaus...“

„Wo die Feuerwehr drin ist?“

„Genau. Da sind drei Türen, und hinter der rechten äußeren, der Raum dort war meistens leer, da haben sie den Mann eingesperrt.“

„Und der ist erschossen worden? Warum denn? Und *wer* hat ihn erschossen?“

„Ja. Der hatte da fast eine Woche gelegen. - Du kennst doch Schwester Lucy?“

„Ja, die kommt zweimal die Woche zu meinem Opa und pflegt ihn.“

„Mit der zusammen habe ich dem Mann die Beinwunde verbunden und wir haben ihm auch zu essen gegeben.“

„War das nicht gefährlich damals, wegen der SS im Ort?“

„Das war mir ziemlich egal. Ich habe mir damals gedacht, der Eid des Hippokrates, auf den ich als Ärztin ja geschworen habe, der gilt auch für den, egal, was er angestellt hat.“

„Und der Raßmussen? Der war in der Volksschule mein Deutschlehrer ...“

„Ja, der hätte den armen Kerl am liebsten wieder in den Hammrich zurückgeprügelt und ihn da verrecken lassen!“

Ingrid Bolte dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Meine Freundin Ulla Lüpkes hat mir mal von einem Mann, einem Polen, erzählt, der kurz vor Ende des Krieges hier in Ihrhove irgendwo verscharrt worden sein soll. Genaueres wusste sie aber auch nicht. Kann das der sein, von dem Sie jetzt erzählt haben?“

„Nein, Ingrid, der Mann im Spritzenhaus, das war ein Deutscher, in Bremen geboren. Und außerdem...“

In diesem Augenblick klingelte es Sturm an der Praxistür. „Ach. Das wird unser Unglücksrabe sein. Bereite schon mal die Liege vor.“

Vor der Tür standen Onno und seine beiden Begleiter, das heißt die beiden stützten den ziemlich blassen, stöhnenden Onno, der jetzt sichtlich froh war, auf eine Liege zu kommen.

Als die Ärztin vorsichtig den Verband löste, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Hab ich's doch gesagt! Das muss schleunigst gereinigt und dann geklammert werden.“ Dann zog sie eine schmerzlindernde Spritze auf und desinfizierte mit einem Wattebausch eine Einstichstelle.

„Und die Lachgasmaske brauchen wir auch, und zwar dalli dalli!“, rief sie in den Untersuchungsraum.

Das müsst ihr uns glauben

Mitte April 1966, die Ostertage standen bevor, fuhren Wolf Papenhoff und seine Frau Toni von Hamburg nach Leer. Sie besuchten dort Wolfs Eltern und seinen jüngeren Bruder Onno, die vor vier Jahren von Ihrhove nach Leer in ein Haus in der Ubbo-Emmius-Straße umgezogen waren. Sie wohnten dort im ersten Stock zur Miete. Dieses Haus stand genau neben einem Neubau des Gymnasiums für Jungen, an dem Onno inzwischen die 13. Klasse besuchte.

Onno wusste so gut wie nichts über die Gründe des so ganz anderen Lebenswegs seines sieben Jahre älteren Bruders, wenngleich er spürte, dass dieser in irgendeinem Zusammenhang stehen musste mit der beruflichen Situation des Vaters, der seit 1933 in Ihrhove Versteigerungen durchgeführt hatte. Aber die Eltern schwiegen beharrlich über *den Konkurs des Vaters Anfang der Fünfziger Jahre*, wie die Sprachregelung dazu immer lautete, und auch Onnos wiederholt gestellte Frage, wie es dazu gekommen war, wurde schmallippig beschwiegen. Das Einzige, was dem Vater dazu über die Lippen kam, war der Vorwurf an die Raiffeisenkasse Ihrhove, die ihm damals einen Kredit verwehrt habe. Was den Konkurs letztlich herbeigeführt hatte, blieb bis über den Tod der Eltern hinaus ein Geheimnis. Als sie gestorben waren, fand sich im Nachlass nicht ein einziges Dokument, das darüber hätte Auskunft geben können. Dass Onno sich immer wieder mit dem Schweigen seiner Eltern abfand, hatte auch mit seinen eigenen Problemen zu tun, vornehmlich schulischen. Seine schwach ausreichenden Leistungen in Latein und Mathematik hatten ihm zeitraubende Nachhilfestunden beschert.

Onno kannte Wolf bis dahin nur als den erfolgreichen Außenhandelskaufmann, der gerade nach 2 ½ Arbeitsjahren aus Monrovia zurückgekehrt war und im September 1964 in Hamburg eine neue, gut bezahlte Stelle bei der Fa. Otto Bertram & Co. bekommen hatte. „Ich bin dort für die Bearbeitung und Entwicklung der afrikanischen Märkte zuständig“, hatte der Bruder stolz erzählt. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Afrika hatten Wolf und Toni geheiratet, nachdem sie zuvor in einer kleinen Nebenstraße der Rothenbaum Chaussee eine schöne 3-Zimmerwohnung gefunden hatten.

Onnos Welt sah 1965 ganz anders aus. Er gehörte mit seinen 17 Jahren zu einer Clique in seiner Klasse, die gerade die Redaktion der Schülerzeitung an sich gerissen hatte, um sie von ihrem konservativen Mief zu befreien. Und die Rockmusik im Radio lieferte dazu ebenfalls ihren rebellischen Beitrag: Seit 1964 wurden nämlich von einem Piratensender-Schiff namens *Radio Caroline*, das 3 Seemeilen vor der englischen Ostküste in der Nordsee ankerte, die Songs der Beatles, der Rolling Stones, von The Who, The Kinks und Bob Dylan auch nach Ostfriesland freihaus gesendet.

Und im täglichen Unterricht stand ebenfalls Rebellion auf der Tagesordnung, nämlich gegen den rechtsradikalen Direktor des Gymnasiums, der nach Leer strafversetzt worden war. In den Geschichtsstunden, die er ihrer Klasse erteilte, machte er keinen Hehl aus seiner Sympathie für die neofaschistische NPD, die seit Anfang der sechziger Jahre in einige Landtage eingezogen war. Dieser Direktor reizte die Schüler immer wieder zum Aufbegehren. Bei einer Klassenfahrt nach Westberlin hatten sie mit ihrem jungen Lateinlehrer „Die Ermittlung“ von Peter Weiss gesehen, was sie ziemlich aufgewühlt und weitgehend immun gegen die Indoktrinationsbemühungen ihres Deutsch- und Geschichtslehrers gemacht hatte.

Diese Welt des kleinen Bruders war Wolf verständlicherweise fremd. Er hatte über zwei Jahre in einem afrikanischen Land in sengender Hitze und hoher Luftfeuchtigkeit gelebt, in dem die Regenzeit Ende April, Anfang Mai begann und üblicherweise bis zum September andauerte. Anfangs hatte er dort, eher unterfordert, als Verkäufer hinterm Tresen seiner

Hamburger Firma gestanden. Beim Umzug in andere Büroräume konnte Wolf sich dann später um alle möglichen administrativen Belange der Importwaren kümmern, wobei er erstmals anfang, Freude an seiner Arbeit zu empfinden. Und ebenfalls genoss er die Ströme von Whisky und Bier, die durch die Kehlen der *Expatriates* flossen. So nannte man die längere Zeit für ihre Firmen im Ausland Tätigen.

Der einzige gemeinsame Nenner in den Lebenswelten der beiden Brüder bestand eigentlich nur in ihrem manchmal exzessiven Alkoholgenuss: Wolf in Monrovia mit seinen Arbeitskollegen und Onno in Leer mit seiner Clique.

Am Ostersonntag machte sich die Familie nach dem Essen in einem chinesischen Restaurant, zu dem Wolf seine Eltern und Onno eingeladen hatte, auf den Rückweg in die Wohnung. Toni ging mit den Schwiegereltern eingehakt voraus. Onno und Wolf schlenderten nebeneinander in einigem Abstand hinter ihnen her. Was er denn über seine Zeit in Monrovia erzählen könne, wollte Onno wissen. Wolf berichtete von abenteuerlichen Fahrten mit dem Jeep in den Dschungel, von hinter ihnen zusammenkrachenden Hängebrücken und von erfolglosen Krokodiljagden mit einem Motorboot auf dem Mesurado River. „Weil wir immer stockbesoffen waren, haben alle Krokodile überlebt“, sagte Wolf und grinste Onno ins Gesicht. Und er erzählte, wie er einmal knapp an einer Katastrophe vorbei geschrammt war. Er hatte in Monrovia nämlich fast umsonst seinen Führerschein gemacht und war häufiger mit dem Pick-up der Firma unterwegs. Nach einem harmlosen Unfall, bei dem ein liberianischer *Boy* von der Ladefläche gefallen und in ein Hospital gebracht worden war, schleppte ihn ein Polizist, dem er arglos von dem Unfall berichtet hatte, ins *Headquarter*. Am Abend wurde er dann in ein Gefängnis gebracht. „Das war ein unsäglicher Dreckstall“, ereiferte sich Wolf. „Da war ich mit 20 anderen Gefangenen zusammen in einer Zelle! Als Toilette gab es nur einen Eimer für alle. Es stank bestialisch.“ Zum Glück habe ihn am frühen Morgen eine Botschaftsmitarbeiter gegen eine hohe Kautionsfreibekommen. „Und in der Gerichtsverhandlung ein paar Wochen später kriegte ich eine Verwarnung wegen rücksichtslosen Fahrens. Dabei hatte der *Boy* doch nur simuliert.“

Später in der Wohnung standen Wolf und Onno in der Küche und wuschen beide sehr wortkarg das Frühstücksgeschirr ab. Wolf rauchte und schien die ganze Zeit etwas abwesend zu sein. Als Onno das Geschirrtuch zurück an den Haken gehängt hatte, wandte er sich seinem Bruder zu.

„Weißt du, diese Gefängnisgeschichte lässt mich gar nicht los, die hätte auch verdammt anders ausgehen können.“

Wolf sah an Onno vorbei aus dem Fenster auf den blühenden Apfelbaum im Garten.

„Mich beschäftigt sie auch noch“, sagte er halblaut und drückte seine Zigarette im Ausguss aus. „Aber aus einem Grund, der gar nichts mit Afrika zu tun hat.“ Jetzt sah er seinen Bruder direkt an.

„Als ich vorhin von dem bestialischen Gestank im Gefängnis erzählt habe, hatte ich mit einem Male wieder eine Szene vor Augen, von der ich nicht weiß, ob ich sie immer mal wieder geträumt oder mit eigenen Augen gesehen habe. Ich hatte mit einem Mal das Gefühl, dass ich diesen Gestank im Gefängnis von Monrovia schon einmal gerochen habe.“ Er machte eine Pause. „Du weißt doch, wo in Ihrhove das Spritzenhaus steht...“

„Klar. In der Bahnhofstraße, gegenüber der Post. Du meinst das Feuerwehrhaus.“

„Genau. Ich muss noch ganz klein gewesen sein, ging wohl noch nicht zur Schule, müsste also kurz vor oder kurz nach Kriegsende gewesen sein. Ich war irgendwie auf der Bahnhofstraße unterwegs und kam am Spritzenhaus vorbei. Da sah ich, dass eine der Türen offenstand, und in dem Raum lag ein total apathischer Mann in zerfetzter grauer Kleidung,

neben ihm ein Blechnapf. Und es stank bestialisch. Daran habe ich mich vorhin wieder erinnert, als ich von dem Gefängnis in Monrovia erzählt habe.“ Wolf zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. „Und am nächsten Tag war der Mann nicht mehr da.“

„Das klingt aber nicht nach einem Traum. Hast du mal mit Mutter und Vater darüber gesprochen?“, fragte Onno.

„Nein. Bisher noch nicht.“

„Warum nicht? Schließlich könntest du doch dann wissen, ob das, was du gesehen hast, wirklich so war oder ob du dir die Geschichte nur einbildest. Was ich aber nicht glaube“, entgegnete Onno. Beide schwiegen, bis Wolf plötzlich die Zigarette ausdrückte und sagte: „Du hast recht. Jetzt frage ich sie mal.“ Er ging zum Wohnzimmer, Onno folgte ihm.

Die anderen erholten sich vom Mittagessen und dem langen Heimweg zu Fuß. Toni hatte sich im Schlafzimmer nebenan zum Ausruhen aufs Bett gelegt, der Vater hatte die Beine auf dem Sofa hochgelegt und die Mutter hing ermattet in einem der Sessel, seitlich des Tisches. Wolf und Onno setzten sich auf die freien Stühle.

Wolf begann nun, den Eltern zu erzählen, was er Onno auf dem Heimweg geschildert hatte. Und endete damit, an was ihn der Gestank in dem Gefängnis in Monrovia erinnert hatte. Ohne dass er sie direkt gefragt hätte, sagte seine Mutter: „Also von einem Gefangenen im Spritzenhaus weiß ich nichts. Du vielleicht?“ Sie schaute ihren Mann an. Der Vater nahm stöhnend die Füße vom Sofa, setzte sich an den Tisch und fragte: „Wann soll das denn gewesen sein?“

„Entweder kurz vor oder kurz nach Kriegsende“, sagte Wolf.

„Ich kam ja erst im Mai aus dem Krieg nach Hause.“

„Von einem Polen hab ich mal was gehört, der irgendwo in Ihrhove erschossen worden sein soll, aber es gab ja so viele Gerüchte damals...“, sagte die Mutter. „Möchte noch jemand ein Stück Kuchen?“

Sie machte sich daran, ein Stück Torte abzuschneiden und legte es auf ihren Teller, als niemand reagierte.

„Aber wir wohnten doch nur ein paar hundert Schritte vom Spritzenhaus entfernt“, sagte Wolf. „Ihr müsst doch was davon mitbekommen haben.“

Die Eltern warfen sich schweigend einen kurzen Blick zu, dann begann die Mutter zu essen. „Du hast als Kind schon immer zu viel Phantasie gehabt“, sagte sie mit vollem Mund. „Einmal kamst du nach Hause und hast steif und fest behauptet, Adolf Hitler sei mit dem Auto durch Ihrhove gefahren.“ Dabei lachte sie auf.

„Du meinst also, ich bilde mir das nur ein? Ich habe doch den Geruch von damals noch in der Nase und ich sehe den Mann genau vor mir, wie er da in seinen zerlumpten Klamotten auf dem Boden lag.“ Aufgebracht fingerte er eine Zigarette aus seiner Hosentasche und zündete sie sich hektisch an.

„Und wenn du zum Beispiel die Post abgeholt hast“, wandte Onno sich jetzt an seine Mutter, „dann lag doch das Spritzenhaus direkt gegenüber, da musst du doch gesehen haben, ob im Spritzenhaus jemand gelegen hat.“

Kauend seufzte die Mutter. „Ich sag doch, da war niemand. Ihr wisst doch gar nicht, wie das damals alles war und was für Sorgen man immer im Kopf hatte, das war eine ganz schlimme Zeit.“ Wie zur Bekräftigung wischte sie sich über die Augen und sagte dann mit bebender Stimme: „Und nun lasst uns doch endlich in Frieden damit. Die Zeiten sind Gott sei Dank vorbei. Man muss doch jetzt auch mal einen Schlusstrich unter diese Vergangenheit ziehen!“ Sie nahm mehrere Schlucke aus ihrer Kaffeetasse, an der sie sich festzuhalten schien.

Onno beobachtete seine Mutter aufmerksam, während sie trank, und spürte eine Bitterkeit in sich aufsteigen, die ihn irritierte. Wieso wird in unserer Familie so vieles immer heruntergespült? Das fuhr ihm mit einem Male durch den Kopf.

„Ich frage mich überhaupt eigentlich schon eine ganze Zeit“, begann Onno vorsichtig nach einer kurzen Pause, „warum die Eltern nach dem Krieg nie mit ihren Kindern über die Nazizeit geredet haben. *Ihr* auch nicht. Alles, was *ich* über das Dritte Reich weiß, habe ich aus der Schule und aus Büchern oder Filmen. - Warum haben bloß die meisten Deutschen - nichts! - gar nichts! gegen die Verbrechen der Nazis getan? Warum habt *ihr* nichts dagegen getan?“

„Man hätte uns doch sofort an die Wand gestellt!“ Der Vater hatte jetzt seine Stimme dramatisch erhoben. „Ich musste doch die Familie schützen! *Ihr* habt gut reden, *ihr* habt ja – Gott sei Dank – die Zeit nicht selber erlebt.“

„Und was mit den Juden passierte, das hat euch doch auch überhaupt nicht interessiert!“ Onnos Stimme war jetzt laut, seine anfängliche Vorsicht war einem heißen Zorn gewichen. „Davon wusstet *ihr* natürlich auch nichts!“

„In *Ihr*hove gab es ja gar keine Juden“, mischte sich jetzt die Mutter wieder ein. „Jedenfalls nicht, dass ich wüsste.“

„Die Juden, die Juden!“, brüllte jetzt der Vater. Sein Gesicht wurde immer röter und er begann vor Erregung zu zittern. „In meiner Ausbildung bei der Warburg Bank in Hamburg, vor 1933, habe ich den Juden kennen gelernt. Und Pierpont Morgan in den USA hat damals gegen Deutschland...!“

„Ach“, unterbrach ihn Wolf, „und darum konnte man einfach zehn Millionen Juden in Auschwitz vergasen!!“

„Zehn Millionen!“, stieß der Vater verächtlich hervor und ließ sich zurück ins Sofa fallen. „Das ist doch alles Propaganda der Alliierten, die Siegerjustiz und die Rache der Juden! Die Bombardierung von Dresden war doch auch reiner Terror, auch ein Kriegsverbrechen. Und was ist mit den Atombomben auf Japan?“

„Wer hat denn den Krieg angefangen?“ Wolf rang um Fassung. „Doch nicht die Alliierten! Leider haben Männer wie Stauffenberg und andere es nicht geschafft, Hitler zu beseitigen...“

„Stauffenberg und Konsorten!“, schrie der Vater. „Diese ehrlosen Verräter! Die haben doch ihren Eid gebrochen!“

„Ein Eid, den man auf einen Verbrecher wie Hitler geschworen hat, ist ungültig!“, schrie Onno, jetzt blass vor Wut.

„Ach, *ihr* habt doch keine Ahnung, plappert nur nach, was euch die Amis und Tommys auftischen.“ Mit diesem Urteil stand er auf, ging an den Schrank, holte sich eine Zigarre und widmete sich, noch immer zitternd, dem Anzünden.

Toni, durch das Gebrüll aufgewacht, stand jetzt im Raum und setzte sich auf einen Hocker neben ihren Mann.

„Und *ihr* habt natürlich auch nichts mitgekriegt von den Viehwaggons, in denen Juden und Nazi-Gegner wie Schlachtvieh zu den Vernichtungslagern deportiert wurden.“ Onno sprach jetzt leiser, aber seine Anklage gegen die Eltern war umso deutlicher hörbar.

„Davon haben wir erst nach dem Krieg gehört, was in den Konzentrationslagern passiert ist“, sagte die Mutter und hilflos fügte sie hinzu: „Das müsst *ihr* uns glauben.“

Wolf lachte bitter. „Wie können wir euch denn glauben! Nichts gesehen, nichts gehört, nichts gesagt - wie die drei Affen! Und *ihr* mauert so lange, bis *ihr* dran erstickt!“ Und nach einer Pause: „Oder ich ... an euch.“

Wolf wandte sich an Toni: „Ich halt das hier nicht länger aus, Toni. Lass uns nach Hause fahren.“ Und zu seinem Bruder sagte er: „Es tut mir leid, Onno. Aber ich glaube, du verstehst das. Willst du mitfahren?“ Onno wagte es nicht, ja zu sagen.

Stattdessen rief er später seinen Freund Gregor an, der nur zehn Minuten entfernt wohnte. „Klar kannst du vorbeikommen“, sagte Gregor. „Schach oder lieber Tischtennis?“ „Lass uns lieber ein paar Schritte gehen, zum Hafen vielleicht. Ich muss mit dir reden.“

Erst Jahrzehnte später, Ende des Jahres 2018, sollten die Brüder Papenhoff erfahren, wen Wolf im April 1945 im Spritzenhaus gesehen hatte und warum er „am nächsten Tag nicht mehr da war“.

Sie reißen auch das Spritzenhaus ab

Richard Hawe hatte es 1975 übernommen, das 6. Treffen der *Hammrich-Bande* in seinem Bungalow am nördlichsten Rand von Ihrhove zu organisieren. Dieter Schneider und Klaus Welzer saßen schon seit dem frühen Freitagnachmittag auf der Gartenterrasse unter der Jalousie, die sie vor der prallen Juli-Sonne schützte. Sie tranken Flaschenbier aus einer Kühlbox, knabberten Nüsse und warteten auf Peter Schulz, der sich verspätete - wie immer bisher bei ihren Freundschaftstreffen, die sie seit 1945 alle fünf Jahre reihum vorbereitet hatten. Selbst 1970, als Peter dran war, standen Richard, Klaus und Dieter fast eine Stunde in Berlin-Kreuzberg vor seiner Haustür, „weil er schnell noch etwas besorgen musste.“

Richard war stolz auf sein kleines, einstöckiges Häuschen auf einem Grundstück an der Johann-Strauß-Straße. Die Waggongeräusche der Nord-Süd-Bahnstrecke, die am Ende des Gartengevierts vorbeiführte, wurden je nach Jahreszeit oder Windrichtung mehr oder weniger gedämpft durch Johannis-, Stachel- und Brombeer-Gebüsch und die dichten Kronen alter Eichen-, Buchen- und Ahornstämme, die hier die Bahnstrecke auf beiden Seiten üppig säumten.

Seine Frau Ida hantierte in der Küche, um den Coq au vin für die Gäste vorzubereiten, der dreijährige Thomas planschte ausgelassen im aufblasbaren Plastikschwimmbecken und die siebenjährige Uta saß über ihren Hausaufgaben: Sie musste einen Rechtschreib-Lückentext ausfüllen und noch ein paar zehnerübergreifende Rechenaufgaben lösen. Erst danach durfte sie zu ihrem Bruder ins Planschvergnügen.

Östlich der Bahnstrecke war seit einigen Jahren das *Komponisten*-Viertel gebaut worden. Das hieß so, weil hier alle berühmten deutschen Musiker ihre Namen für die Schilder an den frisch gepflasterten Straßen hergeben mussten. Einzig der Norweger Edward Grieg tanzte aus der Reihe. Auch Johann Strauß war zwar, wie Mozart und Haydn, Österreicher, aber viele ältere Bewohner Ihrhoves, die 1938 Hitlers *Heimholung* seines Geburtslandes ins Deutsche Reich nicht nur klammheimlich beklatscht hatten, sahen das nicht so eng. Schallendes Gelächter gab es allerdings, als Richard anfangs den Namen des Neubauviertels falsch verstanden hatte: „Warum heißt das denn *Kommunisten*-Viertel?“

Richard und Ida waren unter den Ersten, die mit zwei Bausparverträgen und mit der handwerklichen Unterstützung beider Eltern das Haus hatten finanzieren und bauen können. Jetzt war es fast zu einem Drittel abbezahlt. Richard war gerade 45 geworden und leitete eine gut gehende Gebrauchtwagen-Firma. Seine zwei Jahre jüngere Frau half an drei Tagen in der Firma bei der Buchführung.

Dieter und Klaus, die nicht mehr in Ihrhove wohnten, waren gegen Freitagmittag mit dem Zug in Leer angekommen, hatten dort im Bahnhofscafé aufeinander gewartet und waren dann in den Bus nach Ihrhove gestiegen. Richard hatte sie an der Bushaltestelle am frühen Nachmittag mit seinem Mercedes abgeholt.

Dieter, genau wie Richard 1930 geboren, war 1962 von Ihrhove nach Emden gezogen, wo er eine Stelle bei VW bekommen hatte. Seine Ehe mit Martha Möhlmann war nach sieben Jahren gescheitert, geschieden wurden sie im Winter 1958.

„Hast Du eigentlich noch Kontakt zu Martha?“, fragte Richard und holte drei weitere Bierflaschen aus der Kühlbox, öffnete sie und reichte zwei den beiden anderen. Klaus setzte die Flasche sofort an den Mund. Dieter stellte sie erstmal auf den Tisch und antwortete: „Einmal nach der Scheidung haben wir uns noch getroffen. Ich glaube, das war 1961. Sie wollte einen Gebrauchtwagen kaufen, da hat sie mich gefragt, ob wir das Auto, das sie ausgesucht hatte, mal testen können. Der Motor hörte sich nicht rund an, da habe ich ihr sofort abgeraten.“

Da wurde sie dann wütend und sagte, ich soll aussteigen.“ Dieter lachte. „Dann fuhr sie mit quietschenden Reifen davon. Das war das letzte Mal, das wir uns gesehen haben. Ob sie das Auto trotzdem gekauft hat, weiß ich nicht.“

Klaus, geboren 1931, war gleich nach dem Krieg weggezogen, und zwar nach Leer, wo er 1957 eine Ausbildung bei den Olympia-Werken begann. Vorher hatte er kurzfristig auf einer Werft und in der Keks- und Zwiebackfabrik Warsing gearbeitet. Seine Ehe mit Elke Tinning endete ebenfalls - aber ungleich tragischer als die von Dieter. Elke, die zwei Jahre älter war als Klaus, wurde 1956, ein Jahr nach ihrer Heirat, schwanger. Bei der Geburt im Kreiskrankenhaus in Leer traten schwere Komplikationen auf, die erst für das Kind und schließlich auch für die Mutter tödliche Folgen hatten. Alle ärztlichen Versuche, die Blutungen zu stillen, blieben ohne Erfolg. Polizeiliche Ermittlungen erbrachten keinen eindeutigen Beweis für fahrlässige Tötung. Klaus hatte sich nur sehr schwer von diesem Schicksalsschlag erholt.

Er lebte inzwischen am Rande von Osnabrück, wo er in einer Firma, die elektronische Taschenrechner und Schreibmaschinen herstellte, als Maschinenbauer arbeitete. Es gab nur einige halbherzige Versuche, sich an neue Beziehungen zu Frauen heranzutasten. Immer wieder merkten er oder die Frau nach kurzer Zeit, dass das Trauma der ersten Ehe jede neue Verbindung überschattete und letztlich erstickte.

Mit einigen Kollegen traf er sich einmal die Woche zum Skat und hin und wieder nahm er am Kollegensport teil. Kurz vor dem vereinbarten Treffen bei Richard hatte Klaus sich beim Fußball den linken Knöchel verstaucht, so dass er von Zeit zu Zeit sein linkes Bein auf einen Hocker legte, den Richard ihm auf die Terrasse gestellt hatte. Man sah Klaus inzwischen an, dass er mehr Alkohol trank, als für ihn gut war.

„Ich bin nach einem Kopfballtor unglücklich gelandet, und da war's passiert. Alles grün und blau unter dem Verband. Gott sei Dank nichts gerissen oder gebrochen. Aber lästig ist das schon“, sagte Klaus, seufzte und leerte mit zwei kräftigen Schlucken seine Flasche.

„Habt ihr denn so ne richtige Werksmannschaft?“, fragte Richard.

„Nee“, sagte Klaus. „Dazu reicht es nicht. Da müssten wir einen richtigen Trainer haben. Wir sind mehr so Freizeitkicker.“

Dieter schaute nervös auf seine Uhr: „Der Herr Schulz lässt ja wieder ganz schön auf sich warten. Seitdem er vor zwei Jahren seine Mutter hier beerdigt hat, hört man ja gar nichts mehr von ihm. Mit seinem Studium müsste er ja nun wohl endlich fertig sein.“

„Also Peter hätte ich damals überhaupt nicht zugetraut, dass er mal studiert. So unmöglich wie der sich in der Schule aufgeführt hat.“ Richard verschränkte die Arme überm Kopf, um den Schweiß in seinen Achselhöhlen zu lüften. „Irgendwann hat er sich dann aber berappelt und sein Abitur nachgemacht. Alle Achtung!“

„Hätte ich auch nicht gedacht, dass er das durchzieht“, mischte sich Klaus jetzt ein. „Ob der jetzt wohl bei der RAF mitmacht?“

Richard und Dieter sahen sich erschrocken an. Richard hustete verlegen und griff erstmal nach seinem Bier.

„Könnte doch glatt sein, so wie der vor fünf Jahren drauf war“, setzte Klaus nach. „Wisst ihr noch, wie der über die *Bildzeitung* herzog? Hatte er nicht auch so einen komischen Button an seiner Lederjacke?“

„Ja, aber der ballert doch nicht irgendwelche Leute übereinander, nu mach mal halblang, Klaus“, nuschelte Dieter.

„Und wie der von dem Rudi Dutschke schwärmte! Von dem hatte er doch die ganzen Parolen, mit denen er nur so um sich schmiss. Da ist uns doch allen die Spucke weggeblieben! War doch so. Oder?“ Klaus hatte sich warm geredet: *Spätkapitalismus! Konsumterror!*

Geldsammeln für den Vietkong! Mit so 'nem Zeug kam er die ganze Zeit an, der hatte sie doch nicht mehr alle! Arbeitet Peter jetzt eigentlich richtig oder gammelt der nur rum?“

„Ich meine, er ist Mitglied in einer Gewerkschaft, ich glaube in der IG Metall oder so“, warf Richard ein. „Ich glaub nicht, dass er so radikal ist, da werden ihn die Kollegen in den Betrieben schon bremsen. Er hat mir mal erzählt, dass er irgendwo in einer Tarifkommission mitarbeitet. Lohnerhöhungen, Urlaubsforderungen und sowas.“

„Er hat doch Politik studiert, in Westberlin“, sagte Dieter. „Hat ja erst sehr spät angefangen mit dem Studium, nach dem Abitur auf der Abendschule und nach seinen vielen Jobs hinterher. Und um 1968 kam er dann mitten in diese Studentenrevolte, hat das alles aus erster Hand miterlebt. Klar, manchmal übertreibt er ein bisschen, aber dass er sich für die Interessen von Arbeitern einsetzt, das find ich ganz in Ordnung.“

In diesem Augenblick klingelte es an der Haustür. Peter Schulz stand davor, vollbärtig, strahlend, in schwarzer Ledermontur mit buntem Halstuch, neben ihm lehnte ein fest gepackter Rucksack, darauf ruhte sein schwarzer Sturzhelm. Im Vorgarten aufgebockt stand sein extravagantes Motorrad mit Seitenwagen. Als die anderen ihn mit offenem Mund anstarrten, begann Peter hellauf zu lachen und umarmte genüsslich einen nach dem anderen. Auch Ida, die verschwitzt aus der Küche kam, drückte er an seine Brust.

Dieter fand als erster die Sprache wieder. Er grinste und sagte: „Kannst ja von Glück sagen, dass dich keiner vom Motorrad geschossen hat hier im hohen Norden, wie in *Easy Rider!*“ Und dann reichte er ihm die schon offene Bierflasche hin.

„Da hätte ich eher Bedenken im Franz-Josef-Land!“, konterte Peter lachend und nahm einen kräftigen Schluck.

Etwas später, Peter hatte sich seiner Motorradmontur entledigt, saßen endlich alle vier Mitglieder der ehemaligen Hamrich-Bande auf der Terrasse und prosteten sich zu. Im Unterschied zu den anderen berührten Peters volle dunkle Haare die Schultern. Seine randlose Brille war leicht getönt.

„Wie geht's denn so im Kampf gegen die Kapitalisten?“, begann jetzt Klaus zu sticheln, „die Massen der Arbeiter strömen euch ja nur so zu, wie man hört.“

„Na ja“, begann Peter und schaute lächelnd in die Runde, „die spontanen Streiks im Herbst 1969, z. B. bei Hoesch und Klöckner, haben doch immerhin gezeigt, dass die Arbeiter sich nicht mehr mit kleinen Lohnsteigerungen abspeisen lassen, während die Herren Kapitalisten satte Gewinne einstreichen.“

„Das hat dich als Gewerkschaftler wohl gefreut“, bemerkte Richard, bevor Klaus wieder loslegen konnte. „Es stimmt doch, dass du in der IG-Metall-Tarifkommission mitarbeitest. Oder?“

„Stimmt“, sagte Peter. „Das ist auch der Grund, weshalb ich erst so spät kommen konnte. Wir diskutieren nämlich gerade die neuen Lohnforderungen, dazu musste ich noch ein Gutachten schreiben, damit war ich gestern Abend nicht fertig geworden.“ Er rülpste und ließ seine leere Flasche in dem halbleeren Kasten an seiner Seite verschwinden. Richard reichte ihm automatisch eine neue rüber. Es entstand eine kurze Pause.

„Na? Gibt's denn irgendwas Neues, was Spannendes in diesem Kaff?“ fragte Peter.

„Ich glaube schon“, sagte Richard. „Als der Einzige von uns, der in diesem ... Kaff – wie du sagst - hängen geblieben ist, verfolge ich nach wie vor, was in dieser Gemeinde so läuft. Wer z. B. sein Grundstück zu Geld macht, indem er es an Einkaufcenter-Investoren verkauft und damit unsere kleinen Tante-Emma-Läden kaputtmacht. Oder welcher schöne alte Gulfhof abgerissen wird, wo dann in Windeseile ein hässlicher Neubau hochgezogen wird.“

„Und natürlich, wo Gebrauchtwagen billiger sind als bei dir“, grinste Peter. „Das interessiert dich doch sicher am meisten?“

„Sicher“, sagte Richard. „Die Konkurrenz schläft ja nicht.“

Ida kam mit zwei Tellern Schinkenröllchen auf die Terrasse. „Hier habt ihr noch was für den kleinen Hunger zwischendurch.“ Sie blickte etwas sorgenvoll auf den Kasten mit den vielen leeren Flaschen. „Oha! Ich fahr wohl am besten nochmal zum Getränkemarkt, ihr habt ja einen kräftigen Zug.“

Sie nahm sich eine Flasche aus der Kühlbox und verschwand damit wieder im Haus zu den brodelnden Kochtöpfen.

„Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise“, zitierte Peter genüsslich und lachte. „Da hat sich hier seit Schillers Zeiten wohl nicht viel geändert.“

„Das ist ja bei euch in Berlin ganz anders: *Wer einmal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment!* So geht das doch bei euch zu“, sagte Klaus ebenso genüsslich. „Lebst du auch in so ner Kommune?“ Dieter und Richard grinnten und warteten gespannt auf Peters Antwort.

„Da wird viel übertrieben in der Presse“, lachte Peter. „Ich leb jedenfalls ganz normal mit meiner Ulla in einer Altbau-Wohnung mit Blick auf den Landwehrkanal. Ganz bürgerlich.“

„Na, dann sind wir ja beruhigt“, sagte Dieter und alle prosteten einander wieder zu.

Richard griff sich ein Schinkenröllchen und begann kauend: „Jetzt erzähl ich euch aber mal was wirklich Neues. Ich habe nämlich vor ein paar Tagen gehört, dass Ihrhove-Westoverledingen ein neues Rathaus und ein großes Gemeindezentrum bekommen soll. Dafür wurde schon das ziemlich heruntergekommene alte Gemeindehaus in der Großwolderstraße abgerissen... Der Gemeinderat ist jetzt dabei, dem Vosberg seine Villa abzukaufen, die muss ja auch noch weg...“

„Ach“, sagte Peter, „und dabei wird dann natürlich noch ein anderes lästiges Gebäude weggeschafft...“

„Genau“, ergänzte Richard, „sie reißen auch das Spritzenhaus ab.“

Klaus und Dieter sahen sich unsicher an.

„Wir haben eigentlich seit damals nie wieder über den Gefangenen im Spritzenhaus gesprochen“, sagte Richard in das Schweigen. „Gestern Nacht hatte ich einen richtigen Albtraum, der hatte damit zu tun.“

„Oh Mann, Richard“, stöhnte Klaus. „Das ist über dreißig Jahre her.“

Ein langer Güterzug rumpelte minutenlang hinter dem Grundstück vorbei.

„Aber ich muss wieder dran denken, seit ich von dem Abriss weiß. Wir sollten endlich mal darüber reden. Mich lässt die Geschichte nicht los.“

„Aber es lässt sich doch nicht mehr ändern“, sagte Klaus.

„Darum geht's überhaupt nicht. Ich bin sogar froh, dass du das ansprichst“, begann jetzt Peter energisch. „Ich finde es einfach zum Kotzen, wie die Älteren hier im Dorf diesen Mord unter den Teppich gekehrt haben. Und das tun sie immer noch. Und wir leider auch.“

„Ja, daran haben wir sicher auch Schuld“, sagte Dieter leise. „Keiner von uns hat damals Bürgermeister Hartjen erzählt, was wir gesehen haben. Auch du nicht, Peter. Ich habe das nicht mal meinen Eltern erzählt. Bis heute nicht. Das haben wir uns damals doch auch in die Hand versprochen.“ Immer wenn Dieter nervös war, wippte ganz von allein sein rechtes Knie. Er merkte das selber gar nicht.

„Was schlägst du denn vor, Peter?“, fragte Klaus gereizt. „Willst du, dass wir morgen zum Bürgermeister gehen und alles, was wir damals gesehen haben, zu Protokoll geben? Ohne mich. Wir waren damals 14, 15 Jahre alt. Der Fall kam Ende 1945 vor Gericht, und da ist nichts bei rausgekommen. Hast du denn genau gesehen, wer von den beiden geschossen hat? Ich jedenfalls nicht. Wir waren doch 500 Meter entfernt von denen auf dem Friedhof, da standen Bäume und Büsche dazwischen.“

„Das waren keine 500 Meter, Klaus!“, rief Peter. „Höchstens 300, wenn nicht 200. Und da sind erst in den Jahren danach Büsche oder Bäume gewachsen, 1945 stand da noch nichts. Ilse Tinning hat mir mal Fotos vom Friedhof gezeigt, wie er am Kriegsende aussah. Kannst du dir mal angucken, Klaus. Ich habe die Gesichter der beiden Blauen ziemlich genau gesehen. Der eine hatte eine Glatze und trug eine Brille. Den Namen, Eduard Müller, habe ich erst hinterher erfahren. Der hat geschossen. Der andere hatte einen Schnurrbart und blondes Haar, Harm Janßen, der half dann nur beim Graben. Den kannte ich, wie viele hier im Dorf.“

„Wir können uns jetzt stundenlang darüber streiten, wer was gesehen hat“, griff Richard ein. „Ich z. B. konnte die Gesichter nicht so genau erkennen, ich sah nur verschwommene Umrisse. Du hast ja damals auch nichts gesagt, Peter.“

„Da hätte dann doch Aussage gegen Aussage gestanden! – Hätte ich damals aber vielleicht trotzdem machen sollen.“ Peter seufzte.

„Wir haben ja auch nicht alle nebeneinander auf einer Linie gestanden, deshalb konnte ich z. B. am wenigsten sehen“, sagte Dieter. „Ich stand ein paar Meter hinter Klaus. Und der stand hinter dir, Peter. Du wagtest dich natürlich am weitesten vor. Ich hatte doch viel zu viel Schiss, dass die irgendwann auf *uns* schießen würden.“ Sie schwiegen und sahen vor sich hin.

„Kann es sein“, begann Peter wieder und schaute Klaus dabei an, „dass du nur deshalb nichts gesehen hast, weil Eduard Müller ein Freund deiner Eltern war?“

„Das nimmst du sofort zurück, Peter!“, schrie Klaus, der zornrot anlief. „So eine Unverschämtheit!“ Er wollte auf Peter losstürzen, wurde aber von Dieter und Richard festgehalten.

„Deine Eltern waren hundertprozentige Nazis, das kannst du nicht leugnen, das weiß hier jeder im Dorf!“, legte Peter nach. „Ich kann aber nicht beweisen, dass deine Eltern ihn kannten, das gebe ich zu. Eduard Müller hat sich damals nach dem Prozess in seiner Zelle aufgehängt, das wisst ihr ja. Harm Janßen kam nach ein paar Monaten frei und lebte ja wieder in Ihrhove, arbeitete bei Holzschuh Behnke, hat mir jemand erzählt. 1966 ist er gestorben, mit 78. Der hat jede Aussage zu dem Mord verweigert. Ich habe mal versucht mit ihm darüber zu sprechen. Er hat mir damals die Tür vor der Nase zugeschlagen.“

Klaus hatte sich inzwischen wieder unter Kontrolle. „Du hast auch gut reden, Peter“, sagte er. „Du bist mit deiner Mutter aus Pommern geflüchtet. Warst hier neu im Dorf. Und du warst damals schon gegen die Nazis, weil Deine Eltern Sozis waren. Meine Eltern haben noch bis zum Schluss an die Wunderwaffe geglaubt. Und ich habe erst nach dem Krieg langsam erfahren, dass die Nazis Massenmörder waren. Ich kann dir jetzt auch sagen, warum ich nicht gesehen habe, wer geschossen hat.“ Klaus sah Peter in die Augen. „Weil ich mir, kurz bevor der Schuss zu hören war, die Schnürsenkel zubinden musste...“

„Dann warst du aber wohl der Einzige, der Schnürstiefel hatte, ich trug jedenfalls Holschen. Und ihr doch auch. Oder?“, sagte Peter sarkastisch und sah zu Dieter und Richard hinüber. Die sahen sich kurz an, schwiegen aber beide.

„Vielleicht wurde ich auch gerade von was anderem abgelenkt“, sagte Klaus schnell. „Ich weiß es nicht mehr genau. Aber ich habe damals nur den Schuss gehört und nichts gesehen, das schwöre ich!“

„So wie du damals in der HJ auf den Führer geschworen hast?“ Peter ließ nicht locker.

„Du bist so ein selbstgerechtes Arschloch, Peter!“, rief Klaus. „Diese Studenten haben dir völlig das Gehirn vernebelt!“ Er stand auf und steuerte wütend auf die Terrassentür zu.

„Das Gäste-Klo ist der kleine Raum beim Hauseingang!“, rief Richard hinter ihm her. Die drei Übriggebliebenen schwiegen. Richard seufzte.

„Der Bauschutt vom Abriss soll in anderen Ortsteilen zum Straßenbau genutzt werden. Baubeginn ist nächste Woche“, sagte Richard. „Bagger und Abrissbirne sind schon bestellt.“

„Das passt genau zu dieser Dorf-Mafia. Da wird so mancher aufatmen“, sagte Peter bitter. „Ich fahr da auf jeden Fall nachher vorbei und fotografier das Spritzenhaus. Besonders den Raum rechts außen...“

„Dorf-Mafia – also ich weiß nicht“, sagte Dieter und sah Peter von der Seite an. „Nur weil man nicht immerzu in alten Wunden wühlen will...“

„Habt ihr euch eigentlich jemals dafür interessiert, was hier in der Bundesrepublik nach dem Krieg abgelaufen ist?“, rief Peter wütend. „Dass führende Nazis nach dem Krieg nahtlos in den westdeutschen Geheimdienst übernommen wurden, die munter in den Kalten Krieg ziehen konnten? Dass kein einziger Nazi-Richter bestraft worden ist? Dass unter Adenauer jahrzehntelang der Kommentator der Nürnberger Rassegesetze, Hans Maria Globke hieß er, im Bundeskanzleramt saß? Das stinkt doch zum Himmel!“

„Adenauer hat nach dem Krieg gesagt: ‚Man schüttet kein schmutziges Wasser weg, solange man kein sauberes hat...‘“, warf Dieter ein.

„Aber das Wasser war nicht schmutzig, sondern *vergiftet*!“, rief Peter mit hochrotem Kopf. „Und das Gift wirkt immer noch! Die NPD träumt doch schon wieder von einem neuen Dritten Reich!“

„Immerhin sind aber seit 1969 die Sozis an der Macht“, warf Richard ein. „Das neue Mitbestimmungsgesetz, über das demnächst abgestimmt wird, ist doch sicher in Deinem Sinne, Peter.“

„Ach was, solange der Aufsichtsratsvorsitzende eine Stichstimme hat, sind die Mehrheiten immer im Sinne der Kapitaleseite gesichert. Die Alternative kann nur eine Arbeiterselbstverwaltung sein, in der ...“

„Wie in der DDR, was?“, rief Klaus, der wieder auf die Terrasse zurückkam. „Geh doch am besten gleich rüber ins Arbeiter- und Bauernparadies, wo die Menschen hinter Mauer und Stacheldraht gefangen gehalten werden!“

Klaus hatte seinen Rollkoffer an der Hand und sagte: „Ich bin doch nicht hierher- gekommen, um mich von diesem Kommunisten anpöbeln zu lassen. Ich nehm mir ein Taxi. Tut mir leid um das gute Essen. Aber mir ist der Appetit vergangen. Tschüß.“

Richard und Dieter waren so überrumpelt, dass sie zu keinem Versuch, Klaus umzustimmen, in der Lage waren.

Peter stand auch auf und ging ein paar Schritte in den Garten. Dann drehte er sich um und sagte: „Ich fahre auch. Es tut mir leid, aber ich glaube, für mich war es das letzte Treffen dieser Art. Ich halte diese bodenlose Heuchelei nicht mehr aus. Macht’s euch ruhig gemütlich hier im Dorfmiel!“

„Aber Peter, das Essen...“, sagte Richard und stand auf. Er wusste nicht, was er noch sagen sollte. Dieter blieb sitzen und griff geradezu trotzig nach einer neuen Flasche.

Als Peter mit seinem Motorrad die Straße heruntergeknattert war und es still wurde, kamen Ida und wenig später Tochter Uta auf die Terrasse und Uta fragte: „Mama, kannst du mal eben kommen und gucken, ob ich alles richtig geschrieben und richtig gerechnet habe?“ Ida trocknete sich schnell die Hände an der Schürze ab und schob ihre Tochter hastig ins Haus zurück.

Dieter stand jetzt auch auf und warf mit einem lauten „Scheiße!“ seine halbleere Flasche in die Sträucher am Ende des Grundstücks. Dann drehte er sich um und schrie Richard an:

„Oh Mann! Warum musstest du auch davon anfangen??“

Du hast doch so viele Akten der Gemeinde aufbewahrt

Das Manuskript der Broschüre, für die Herbert Kamphausen in Ihrhove seit Jahren recherchiert und Interviews geführt hatte, war im September 2018 weitgehend abgeschlossen. Nur das Geleitwort des Leiters der Landesbibliothek Aurich war noch nicht eingetroffen.

Herbert ging also das Manuskript noch ein weiteres Mal mit seiner Lektorin Alma Boning durch. Die Interviews und die zitierten Texte der verschiedenen Archive wurden noch einmal auf Übertragungsfehler durchgesehen. Die Fußnoten sollten ganz am Schluss eingefügt werden, da durch Zusätze oder Streichungen sich die Seitenzahlen noch ändern konnten. Es gab also noch einiges zu tun. So manches Mal, wenn in den letzten Monaten etwas schiefgelaufen war, hatte Herbert ziemlich drastisch geflucht – aber auf Platt. Und Alma hatte vermeintlich streng mit dem Zeigefinger gedroht. Gegen Mittag fuhr sie wieder nach Folmhusen zurück, wo ihr Mann schon seit Stunden das Essen warmhielt.

Am Nachmittag wollte Herbert seinen alten Freund Werner Granzow treffen, der nach dem Tod seiner Frau Lydia in einem kleinen Häuschen nicht weit von der Kirche der Evangelisch-Reformierten Gemeinde wohnte. Mit seinen 85 Jahren – Herbert war zehn Jahre jünger - lebte Werner dort noch sehr rüstig, arbeitete häufig in den Gemüsebeeten seines kleinen Gärtchens, wenn er nicht lieber in seiner Stube saß und Pfeife rauchend in alten Chronologien blätterte, Fotoschachteln durchstöberte oder in seinem seit Jahrzehnten geführten Archiv von Zeitungsausschnitten wühlte. In seinem aktiven Leben hatte er als Steuerberater für Kunden in Ihrhove und Umgebung gearbeitet. Ehrenamtlich war er viele Jahre im Gemeinderat der Evangelisch-Reformierten Kirche tätig, zuletzt sogar als Vorsitzender. Herbert schätzte ihn vor allem als belesenen Hobby-Historiker, der ihm schon gute Tipps für seine Arbeit als Chronist Westoverledingens gegeben hatte.

„Moin Werner“, begrüßte Herbert seinen Freund, der schon am Gartentor wartete.

„Moin Herbert. Komm man rin.“ Werner ging vorweg, ein bisschen gebeugt und wacklig, aber wie zumeist guter Laune. „Helga ist seit gestern zu Besuch.“ Drinnen in der Stube war seine Tochter gerade dabei, Teegeschirr auf den Tisch zu stellen und die Teller mit Gebäck zurechtzurücken.

„Hallo Herbert, wir haben uns ja eine Ewigkeit nicht gesehen.“ Helga, Ende 50, das einzige Kind der Granzows, strahlte den Gast aus einem etwas pausbäckig gewordenen Gesicht mit hellblauen Augen an, warf ihre halblangen blonden Haare zurück und reichte dem Freund ihres Vaters die Hand.

„So an die 30 Jahre dürfte das her sein“, sagte Herbert und lachte. „Bist du immer noch Lehrerin in dem Internat auf Spiekeroog?“

„Immer noch. Deutsch und Geschichte“, erwiderte Helga. „Der Direktor lässt mich einfach nicht weg, hat meine Versetzungsanträge immer wieder abgelehnt. Aber nun sind das ja nur noch neun Jahre bis zur Pensionierung, hab’ mich damit abgefunden. Barbara, meine Lebensgefährtin, ist auch Lehrerin an meiner Schule. Die ist erst in dreizehn Jahren soweit.“ Sie zündete sich eine ihrer Zigarillos an und blies den Rauch in Richtung Fenster.

Herbert zog nur ganz leicht die Augenbrauen hoch, als sie das Wort *Lebensgefährtin* ganz unerläutert ließ. Ihr Vater schaute dabei etwas angestrengt aus dem Fenster.

Werner wusste von Herberts neuer Recherchearbeit über den Gefangenen, der kurz vor Kriegsende in Ihrhove ermordet worden war: „Gibt’s noch was Neues über Walter Köster? Ihr seid ja wohl nur noch am Korrekturlesen, was?“, fragte Werner, der es sich nicht nehmen ließ, die drei Tassen zu füllen, obwohl der Deckel der Teekanne bedenklich klapperte.

Er selber hatte das Ende des Krieges nicht in Ihrhove miterlebt, war also kein Augenzeuge, den Herbert hätte befragen können. Er war zwölf Jahre, als er mit seinen Eltern aus Pommern geflohen war. Auf Umwegen wurde er erst 1954 in Ihrhove sesshaft.

„Von den meisten Interviews habe ich dir ja erzählt“, sagte Herbert. Er schlürfte genüsslich seinen Tee. „Ilse Tinning, die damals noch ein Kind war, hat mir jetzt vor ein paar Tagen erzählt, da wären neben Köster noch zwei weitere Gefangene auf dem Friedhof dabei gewesen. Und auch in der handschriftlichen Chronologie der Familie Niemann gibt es eine etwas andere Geschichte. Da steht, sinngemäß, der Gefangene sei mit anderen Männern aus Esterwegen geflohen und die seien nachts in Nanningas Mühle eingebrochen. Dort hätten sie Fischmehl gegessen und heftigen Durchfall bekommen. Der Gefangene wurde dann zurückgelassen, weil er zu geschwächt war. Da steht auch, dass er ein Deserteur gewesen sein soll.“

„Also auch hier nichts über den wahren Grund seiner Inhaftierung“, warf Werner ein.

„Nein, aber das kann man ja verstehen, hätte ich damals auch nicht den Leuten auf die Nase gebunden. Homosexualität ist ja erst in den neunziger Jahren als Straftat gestrichen worden. Mag man nun zu stehen, wie man will. Du als Christ hast sicher auch deine eigene Meinung dazu.“ Er blickte verstohlen zu Helga hinüber.

Werner schwieg. Seine Tochter sah ihren Vater an und sagte: „Die drei Stellen im Neuen Testament, in den Paulus-Briefen, die immer herangezogen werden, sind wohl ziemlich eindeutig gegen Homosexualität gerichtet. Es gibt aber auch Stellen in der Bibel, in denen von der Liebe zwischen Frau und Frau und zwischen Mann und Mann erzählt wird. Jeder legt die Bibel sowieso nach seinen Interessen aus, die Stellen, die einem passen, müssen wörtlich genommen werden, andere Stellen werden in den historischen Kontext gestellt und dürfen dann höchstens bildlich oder metaphorisch verstanden werden.“

„Lass uns nicht darüber streiten“, sagte Werner. „Das Verhältnis zur Homosexualität hat sich nun mal in unserer Gesellschaft im Laufe der Jahre radikal geändert. Und die Streichung des Paragraphen 175 ist natürlich zu respektieren. Ich habe aber mit der gleichgeschlechtlichen Liebe in der Tat weiterhin meine Probleme.“ Für eine Weile widmeten sich alle wieder Tee und Gebäck. Bis Herbert den Faden wieder aufzunehmen versuchte: „Und dann steht in dem Familienbuch noch, dass Kösters Eltern nach Ihrhove kamen und den Leichnam im Zinksarg nach Bremen überführen ließen. Und dieser Zinksarg habe ein paar Tage bei ihnen hinten in der alten Molkerei gestanden.“

„Aha. Hast du denn deine Augenzeugen mal gefragt, wie sie reagiert hätten, wenn sie damals schon mitbekommen hätten, dass er homosexuell war?“, fragte Werner und zog an seiner Pfeife. „Er hat doch gesagt, dass er, weil er BBC gehört hat, ins Lager gekommen ist.“

„Nein, hab' ich nicht“, erwiderte Herbert, „denn die Antwort kann man sich ja vorstellen. Das sind heute alles alte Leute wie wir, für die Homosexualität damals ... widernatürlich war. Was haben wir als Kinder über die perversen Hundertfünfundsiebziger hergezogen. Mein lieber Scholli! Das fällt uns Alten ja bis heute noch nicht leicht zu akzeptieren, dass Männer Männer und Frauen Frauen heiraten können. Bei den Jüngeren ist das was anderes, die wachsen ja heute damit auf.“ Als keiner darauf einging, fuhr Herbert fort: „Wusstet ihr eigentlich, dass der Paragraph 175 von den Nazis verschärft wurde und dass nach dem Krieg bei uns noch bis Ende der Sechziger zehntausende Männer nach diesem Nazi-Paragraphen bestraft worden sind?“

„Das hab' ich zwar so genau nicht gewusst“, sagte Helga ruhig, „aber es überrascht mich auch nicht.“ Nach einer kleinen Pause versuchte sie wieder zum vorherigen Thema zurückzukehren: „Ich habe vorhin mit Papa über deine neue Broschüre gesprochen. Wie haben denn damals die Bewohner auf den Gefangenen im Spritzenhaus reagiert?“

„Das war ganz unterschiedlich. Die Nazis hätten ihn am liebsten wieder zurück in den Hammrich geprügelt oder am liebsten gleich totgeschlagen. Und die Nazi-Gegner und Mitläufer, deren Gewissen noch halbwegs funktionierte, haben ihm geholfen. Besonders erwähnt werden immer wieder Frau Dr. Körte, die schräg gegenüber dem Spritzenhaus ihre Praxis hatte, und die damalige Gemeindegeschwester. Die beiden haben ihn medizinisch versorgt und haben ihm zu essen und zu trinken gegeben. Aber wohl auch noch einige andere...“

„Was ist eigentlich nach dem Krieg mit Büttner, diesem Sadisten, passiert, der ja wahrscheinlich Köster halb totgeschlagen hat?“, fragte Werner.

„Soweit ich weiß, nichts. Denn Gefangene zu schlagen, das war ja nicht verboten...“

Sie schwiegen jetzt alle. Werner schüttelte traurig den Kopf.

„Sag mal, Papa“, begann Helga mit leiser Stimme, „du hast doch so viele Akten der Gemeinde aus der Zeit aufbewahrt, als du Vorsitzender im Kirchenrat warst. Ich meine, da war auch irgendwas von der Gemeindegeschwester dabei. Wie hieß sie noch?“

„Schwester Lucy“, sagte Herbert.

„Die war immer mit dem Fahrrad unterwegs“, ergänzte Werner.

„Ich meine, die musste doch über all ihre Kranken, die sie versorgt hat, Protokoll führen. Hast du die Hefte nicht noch irgendwo?“, fragte Helga.

Werner legte seine Pfeife, die ausgegangen war, in den Aschenbecher, setzte sich in seinem Sessel zurecht und überlegte. Dann stand er auf und verließ das Wohnzimmer.

„Ich bin gleich wieder da“, sagte er und verschwand Richtung Kellertür.

Herbert und Helga sahen sich an. Helga lächelte.

„So. Du lebst also mit einer Frau zusammen“, begann Herbert. „Seit wann denn?“

„Seit 1990. Da haben Barbara und ich uns in Berlin bei den Feiern zur Wiedervereinigung kennen gelernt. Ich war 30 damals und sie war 26, kam aus Ostberlin.“

„Und was haben deine Eltern dazu gesagt?“

„Mein Vater war nicht begeistert, er ist strenggläubiger Christ, weißt du ja.“ Helga griff nach einem Keks. „Meine Mutter war etwas toleranter. Sie hätte sich natürlich auch lieber einen Mann für mich gewünscht. Aber als sie merkte, dass es für Barbara und mich nicht nur ein kurzfristiges Abenteuer war und wir uns wirklich lieben, war sie voll auf unserer Seite – und hat Papa dann mitgezogen.“

„Sie haben es also toleriert, obwohl in der Bibel steht...“, begann Herbert, da kam Werner schnaufend wieder in die Stube.

„Ich hab's!“, rief er und hielt ein abgegriffenes, dunkelgrünes Protokollbuch im Din A 4-Format in die Höhe. „Die Hefte sind nach Jahren geordnet, ein ganzes Regal voll. Ich habe das Jahr 1945 rausgesucht.“

Er ging zu seinem Lesepult, legte das Buch aufgeschlagen darauf und begann zu erklären: „In der linken äußeren Spalte hat sie die laufenden Nummern notiert, daneben steht der Name des Kranken, dann der Wohnort und der Stand, also Mann, Frau oder Kind. Und daneben in einer extra breiteren Spalte die Krankheit, also z. B. Schlaganfall, Verletzung, Masern usw. Dann kommen die Daten vom Anfang bis Ende der Behandlungen, daneben die jeweilige Hilfeleistung und am rechten Rand dann noch die Rubriken: Besuche, Verbände, Nachtwache, Erste Hilfe und Unfälle, die sind aber ganz eng und enthalten nur Ziffern oder Kreuze.“

„Ob da auch was über Köster drinsteht?“, fragte Herbert, schob Werner aufgeregt beiseite und blätterte in dem Buch, bis er zur Seitennummer 118 kam, auf der der Monat April mit der als Nummer 146 eingetragenen Versorgung eines Kindes am 3. 4. begann. Er fuhr mit dem Zeigefinger herab und stoppte bei der Nummer 156. Er begann vorzulesen: „Gefangener... Spritzenhaus... Mann... - Das kann nur Köster sein! Schwäche... Verletzung.“ Jetzt nahm Jan die

Lupe, die auf dem Pult lag, zu Hilfe, weil die Ziffern in der nächsten Rubrik extrem aneinandergedrückt waren. Er las weiter: „Anfang: 12.4. ... Ende: 17.4. ... Das nächste Wort in der Zeile kann ich nicht richtig lesen, dann kommt noch *Verband betreut ...* und *11 Besuche* sind eingetragen.“ Herbert nahm jetzt das Protokollbuch mit an den Tisch.

„Das ist auf jeden Fall interessant für mich“, sagte er. „Es gab bisher immer eine zeitliche Lücke zwischen dem Auffinden Kösters im Hammrich und seiner Erschießung am 18. April. Am 9. April nämlich erhielten die beiden Gruppen von Häftlingen, die aus Esterwegen und Börgermoor von der Front weg Richtung Leer evakuiert wurden und gemeinsam in Collinghorst angekommen waren, plötzlich wieder den Rückmarschbefehl, weil die in Leer sich weigerten, die Gefangenen aufzunehmen. Aber sie sollten nicht wieder in ihre ehemaligen Lager, sondern ins Emslandlager Aschendorfer Moor. Übernachtet wurde in Völlenerkönigsfehn. Und am nächsten Tag nutzten dann über hundert Gefangene die Gelegenheit zur Flucht, wahrscheinlich also auch Köster und die, mit denen er zusammen abhaute.“ Er blickte wieder in das Protokollbuch. „Und hier steht, dass Schwester Lucy den *Mann mit Schwäche und Verletzungen* zum ersten Mal am *12. April* behandelt hat – bis zum *17. April*. An dem Tag wurde Köster von jemandem fast zu Tode geprügelt und am nächsten Morgen kamen die beiden Wachleute und haben ihn zum Friedhof an der Ihrener Straße gekarrt. Ich muss unbedingt nochmal mit Dieter Nanninga sprechen. Der muss ihn dann ja wohl, zusammen mit dem Bürgermeister, am 12. April mit seinem Handwagen aus dem Hammrich geholt haben. Gefunden wurde er ja von den beiden Mädchen Jette Terborg und ihrer Freundin Martha Möhlmann, die wussten auch nicht mehr genau, wann das war.“ Sie saßen noch eine Weile beisammen, bis Helga sich aufmachen musste, um noch die Fähre in Neuharlingersiel zu erreichen. Sie lud Herbert und seine Frau ein, sie und Barbara doch mal auf Spiekeroog zu besuchen, und Herbert wollte es mit seiner Frau besprechen. Aber erstmal müsse die Broschüre fertig werden. Bei ihrem Abschied wenig später gaben sich Werner und Herbert etwas länger die Hand.

„Danke, dass ich das ausleihen darf. Ich kopiere nur die eine Seite mit dem Hinweis auf den *Mann im Spritzenhaus* für unsere Broschüre“, sagte Herbert. „Und werde die Zeile mit Köster irgendwie hervorheben, vielleicht sie vergrößern, wenn das geht. Und die Namen der anderen Personen werden geschwärzt. Wegen Datenschutz. Toll, dass Helga die Idee mit dem Protokollbuch hatte. Du hast übrigens eine sehr lebenswürdige Tochter, weißt du das?“

„Das weiß ich natürlich“, seufzte Werner. „Aber ich wäre doch lieber mit Enkelkindern alt geworden...“

Es kann nicht weit von hier gewesen sein

Jette Terborg trank ihren letzten Schluck Kaffee, setzte die Tasse behutsam auf dem Unterteller ab und ließ sich langsam in ihren Sessel zurücksinken. Herbert Kamphausen, ihr Gast an diesem Nachmittag, reichte ihr ein vergilbtes Foto aus dem alten Schuhkarton, in dem Jette alle Bilder sammelte, bevor sie in Alben eingeklebt wurden, und fragte: „Weißt du noch, wo und wann das aufgenommen wurde?“

„Das? Ist das Haus in der Großwolderstraße, in dem nach dem Krieg die Gemeindeverwaltung und die Bücherei untergebracht wurden, im Wohnhaus der Familie Papenhoff, unten im Erdgeschoss. Papenhoff hatte ja Anfang der 50er Jahre Berufsverbot als Auktionator gekriegt. Er hatte immer wieder Geld von dem Treuhandkonto für sich abgezweigt. Nach dem Konkurs wohnten Papenhoff, seine Frau und ihr jüngster Sohn nur noch im ersten Stock. Anfang der 60er Jahre sind die Drei nach Leer umgezogen, wo der Junge schon ein paar Jahre zum Gymnasium ging.“

Tja, und nach ihrem Umzug verwahrloste das Haus in Ihrhove immer mehr, die Nachmieter waren Zigeuner. Als die endlich ausgezogen waren, da hat dann die Gemeinde Westoverledingen, wie das jetzt hieß, schnell die Gelegenheit ergriffen, das Haus abzureißen und dort endlich ein neues Rathaus zu bauen. Mit den Trümmern vom Haus hat die Gemeinde Straßen im Ort ausbessern lassen. Wo genau, weiß ich aber nicht mehr.“

„Weißt du eigentlich noch, wann nach dem Krieg das Spritzenhaus abgerissen wurde?“

„Das Spritzenhaus? Das muss wohl Mitte der 70er Jahre gewesen sein, weil es natürlich den neuen Anforderungen hinten und vorne nicht mehr genügte. Einige hundert Meter weiter westlich an der Bahnhofstraße haben sie dann das einstöckige Feuerwehrhaus gebaut. Aber dann musste die Gemeinde noch dem Bosberg seine Villa abkaufen, die stand nämlich als letztes Hindernis auf dem Grundstück, wo das neue Rathaus hinsollte, da wurde heftig um den Verkaufspreis gepokert, mein lieber Mann. Die Einweihung war dann endlich im Oktober 1976. Das weiß ich noch ziemlich genau. Da war schwer was los in Ihrhove.“

An all das erinnerte sich Jette, inzwischen 88 geworden, noch lebhaft, als sie im Frühjahr 2018 von Herbert Kamphausen gefragt wurde, ob sie etwas zum Fall des ermordeten Gefangenen im Spritzenhaus erzählen könne.

Herbert war dieser Geschichte nachgegangen, nachdem einer der Enkel von Harm Janßen sich an ihn gewandt hatte. Er wollte mehr darüber erfahren, was kurz vor und nach dem Kriegsende mit seinem Großvater passiert war. Und bei seinen mühsamen Archiv-Recherchen hatte Herbert den Namen des Gefangenen gefunden und konnte so dessen Leidensweg nachvollziehen. Jetzt hoffte er darauf, dass wenigstens einige Augenzeugen, die damals noch Jugendliche waren, vielleicht doch ihr Schweigen über den Mord brechen würden. Die damals schon Älteren hatten geschwiegen und waren fast alle gestorben.

Herbert hatte schon 2007 einmal mit Jette gesprochen. Damals recherchierte er über die Juden, die in Ihrhove geboren waren, zum Teil noch nach 1933 hier gelebt hatten und im Holocaust umgekommen waren. Für diese Opfer sollte ein Mahnmal im Ort errichtet werden. Jette hatte nach langem Zögern von den Deportationszügen aus Westerbork erzählt, die manchmal nachts längere Zeit am Ihrhover Bahnhof auf ihre Weiterfahrt in die Vernichtungslager warten mussten. Herbert hatte ihr bei dem Gespräch aber versprechen müssen, dass ihr Name nicht in seiner Broschüre genannt werde. Von der Sache im Spritzenhaus war da noch nicht die Rede.

Herbert saß also an diesem sonnigen Mainachmittag wieder in Jettes Wohnung in der Bahnhofstraße und kramte mit ihr bei Kaffee und Gebäck in Kartons voller Fotos und alten

Dokumenten. Sie ließ sich berichten, was Didi Nanninga und Ilse Tinning ihm schon zu dem Gefangenen erzählt hatten. Auch von Werner Granzows wichtigem Fund in Schwester Lucys Protokollbuch hatte er ihr erzählt.

Trotz ihres hohen Alters war Jette noch recht gut auf den Beinen und war, nach einigem Zögern, einverstanden, mit Herbert die Stelle im Hammrich westlich der Bahnschienen zu suchen, wo Martha und sie Köster damals entdeckt hatten. Nur sollte Herbert sie doch bitte mit seinem Auto zu dem Bahnübergang fahren, von wo aus man dann nur einige hundert Meter gehen musste, wenn sie sich richtig erinnerte.

Jette legte ihren Spazierstock auf den Rücksitz von Herberts VW und ließ sich dann auf dem Beifahrersitz nieder. Herbert klappte die Tür auf ihrer Seite zu und nahm hinter dem Steuer Platz.

„Soll ich den Sitz weiter nach hinten schieben?“, fragte er, aber Jette winkte ab.

„Geht schon so“, murmelte sie, fuhr sich durch ihre silbernen Haare und ließ sich beim Angurten helfen.

„Auf der anderen Seite der Bahnlinie“, sagte Herbert, als er losfuhr, „fängt jetzt ein paar hundert Meter weiter die so genannte *Wallhecken-Route* an. Seit da weiter nördlich Bauern Zimmer an Feriengäste vermieten, steht das ganze Gelände unter Naturschutz. Da können die Leute nach Herzenslust spazieren gehen oder reiten. Ganz schön geworden, wirklich, ein richtiges kleines Paradies.“

Sie fuhren langsam an der Kirche vorbei. Die schwarzen, eisernen Ziffern des klobigen Backstein-Glockenturms – 1482 – waren vor einigen Jahren grundsaniert worden. Auf der Denkmalstraße kamen sie durch den südlichen Teil eines Neubaugebiets, des so genannten Komponisten-Viertels. Nach ein paar Minuten bog Herbert nach Westen in den Leegmeedlandsweg ein, fuhr langsam über die Bahnschienen und parkte den Wagen hinter der ersten Kreuzung am Rand der ziemlich engen Straße.

Es hatte lange nicht geregnet und die Sonne schien kräftig, deshalb war der Straßenrand nicht vermatscht wie normalerweise und Jette kam ganz gut am Arm ihres Begleiters zurecht. Sie stand zunächst einen Augenblick auf der Kreuzung und schaute in alle Richtungen, um sich zu orientieren. Sie standen jetzt da, wo der Conrebbersweg, aus Südosten an der Bahnlinie entlangführend, auf den Leegmeedlandsweg traf und sich auf dessen anderer Seite als Ostfriesland Wanderweg weiter an den schnurgraden Schienen entlang schlängelte. Der Leegmeedlandsweg führte weiter in Richtung Nordwesten durch die grüne Marschlandschaft.

Jette wandte sich schließlich dem Ostfriesland Wanderweg zu und sagte: „Das sieht natürlich heute nicht mehr so aus wie nach dem Krieg. Die Feldwege und Gräben verliefen damals ganz anders. Die Grundstücke der Bauern haben sich ja im Laufe der Jahre rapide geändert.“ Und dann zog sie Herbert zu dem Wanderweg, der an beiden Seiten dicht von Büschen und Bäumen gesäumt war.

„Hier müssen wir auf jeden Fall lang. Martha und ich wollten damals zu Bauer Hinrichs, bei dem hatten wir in den 40er Jahren Reiten gelernt. Hinrichs hat später in den 70er Jahren seinen Hof verkauft und ist dann, glaube ich, mit seiner Frau nach Stuttgart gezogen. Den Gulfhof gibt's aber schon lange nicht mehr. Einfach abgerissen, den wollte wohl niemand übernehmen.“

„Hattet ihr denn damals gar keine Angst?“, fragte Herbert. „Es war doch Krieg, die Front kam immer näher...ständig Tiefflieger...“

„Deswegen sind wir ja auch nicht so weit in dieses Gelände reingegangen. Der Hof stand ziemlich dicht an der Bahnlinie.“ Sie zeigte mit dem Stock, wo er ungefähr gestanden hatte.

„Die Jungs aus unserer Klasse gaben immer damit an, dass sie viel weiter reingingen, um Bombensplitter zu sammeln. Ob das wirklich stimmte, wussten wir Mädchen nicht, wir durften ja nie dabei sein.“

„Ihr habt Köster wahrscheinlich auf dem Rückweg gesehen, oder?“, fragte Herbert und beugte sich dabei zu Jette herunter, denn er war mehr als einen Kopf größer als sie.

Jette blieb stehen und sagte: „Ja, genau. Zurück gingen wir einen anderen, etwas kürzeren Weg, weil es schon ziemlich spät war und meine Mutter sich vielleicht Sorgen machte, dass was passiert war.“

Die beiden gingen jetzt in einer Art Hohlweg. Denn an vielen Stellen hatten sich die Baumzweige über mehrere Meter hinweg zu einem lockeren, grünen Blätterdach vereinigt, das stellenweise Schatten spendete. Jette blickte kurz hoch, ging dann weiter und seufzte.

„Ich kann es nicht ganz genau sagen, aber es kann nicht weit von hier gewesen sein.“ Sie schaute zurück und dann wieder nach vorne. „Wie gesagt, damals waren die Bäume und Sträucher noch nicht so hoch und dicht wie jetzt.“ Sie ging auf die linke Wallhecke zu. „Hier war damals ein kleiner Graben. Es hatte lange nicht geregnet, da war also kein Wasser drin. Ist wahrscheinlich später total zugewachsen.“ Sie blieben jetzt beide stehen. Herbert machte ein paar Fotos von der Stelle und wandte sich Jette zu, stellte aber keine Fragen. Eine Elster meckerte laut, als sie aufflog. Anscheinend waren die beiden ihrem Nest zu nahegekommen.

„Das war ein gewaltiger Schock“, begann Jette leise und hielt einen Moment inne. „Martha ging vor mir und sah ihn zuerst, hielt sich die Hand vor den Mund, um nicht zu schreien. Da lag ein mittelalter Mann, halb auf einer Seite, in zerfetzten Klamotten, grau und schmutzig, hohle Wangen, wilde Haare, ganz tief eingesunkene Augen. Ich seh ihn immer noch vor mir. Und an einem Knie war viel Blut durch die Hose gesickert. Eine leere Milchflasche lag noch neben ihm. Wir waren so erschrocken, dass wir beide nach Hause gerannt sind, als wäre der Teufel hinter uns her.“

„Hat Köster irgendwas gesagt?“

„Der war so schwach, der konnte nur noch flüstern. Martha sagte hinterher, sie hätte gehört, dass er um Hilfe gewimmert hat.“

Jette begann leicht zu zittern. Herbert legte ihr den Arm um die Schulter und hielt sie fest, als sie zu weinen begann.

„Der arme Kerl“, flüsterte sie, als Herbert ihr ein Taschentuch gereicht hatte. „Wenn ich gewusst hätte, dass man ihn ein paar Tage später erschießen würde, hätte ich damals anders gehandelt. Ich habe das nicht für möglich gehalten, dass man so mit einem Menschen umgeht.“ Sie schnaubte ihre Nase. „Komm, lass uns zurückgehen.“

Schweigend machten sie sich wieder auf den Weg zum Auto.

Im Auto saßen beide eine Weile ganz stumm nebeneinander, bis Herbert fragte: „Was hättest du denn anders gemacht, wenn du sein Ende gewusst hättest?“

Jette legte die Hand über ihre Augen, denn die Sonne blendete sie.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie leise. „Meine Eltern wären bestimmt nicht einverstanden gewesen, ihn bei uns im Haus zu verstecken und zu versorgen. Die hatten zu viel Angst, so kurz vor Schluss.“

„Hast du sonst jemanden gekannt, der ihn versteckt hätte?“

„Da noch nicht. Wenn ich schon gewusst hätte, wie Frau Dr. Körte zu den Nazis stand, hätte ich die gefragt. Oder vielleicht auch Schwester Lucy.“

„Tja, als ihr Hinnerk Thümann Bescheid gesagt habt“, seufzte Herbert nach einer Weile, „ging das nicht mehr. Martha hat mir erzählt, dass er ja damals an die Wunderwaffe glaubte. Anscheinend bis heute, Hinnerk ist ja immer noch ein alter Nazi.“

„Stimmt“, sagte Jette. „Später hat mir Martha das auch vorgeworfen, wir haben uns ganz schön gestritten. Sie wusste, dass ich Hinnerk damals anhimmelte, war ja auch so. Marthas Eltern hätten Köster vielleicht auch geholfen, ihre Mutter hörte BBC, die wusste schon viel über die Konzentrationslager. Und ihr Vater war alter Sozi. Die hatten mit den Nazis nichts am Hut. Das habe ich aber auch erst *nach* dem Krieg erfahren – Tja, wenn, wenn, wenn...“

Herbert fragte Jette, ob es sie störe, wenn er rauche. Jette schüttelte nur leicht den Kopf.

„Nee, mach man ruhig. Bin ich gewohnt, mein Mann hat auch ganz schön gequalmt.“

„Hat euch Köster eigentlich damals erzählt, warum er in Esterwegen war?“

„Er hat gesagt, er wäre von Kameraden verpiffen worden, als sie ihn beim BBC-Hören erwischten.“

„Ach“, sagte Herbert. „Weiter nichts?“

Jette schüttelte den Kopf.

Herbert ließ den Motor an und begann ein umständliches Wendemanöver auf der engen Straße. Währenddessen senkte sich die Bahnübergangsschranke und sie mussten warten, bis ein Regionalexpress und der letzte Waggon eines langen Güterzugs aus der Gegenrichtung vorbeigerauscht waren.

Als die Schranke sich wieder hob, wusste Herbert, dass noch viel Arbeit für seine Broschüre vor ihm lag. Was er in den Archiven in Oldenburg über den Prozess gegen Janßen und Müller und im Bundesmilitärarchiv in Freiburg über Walter Kösters Strafverfahren wegen Paragraph 175 gelesen hatte, war die eine Seite – und die war lückenhaft genug.

Die andere, wesentlich schwierigere Seite war das kollektive Schweigen in Ihrhove, das immer noch anhielt. Herbert konnte sich nicht vorstellen, dass keiner der damals Erwachsenen wusste, wer von beiden - Müller oder Janßen oder sonst jemand - geschossen hatte. Die damals Jugendlichen, wie Dietrich Nanninga, Ilse Sinning, Richard Hawe und jetzt auch Jette Terborg, alle inzwischen über 80, hatten sich entschlossen, ihre Erinnerungen zur Verfügung zu stellen. Aber die meisten der damals Erwachsenen und Verantwortlichen hatten ihr Wissen mit ins Grab genommen.

„Was meinst du? Wie hätte Walter Kösters Tod verhindert werden können?“, fragte Herbert, als er sich von Jette vor ihrer Haustür verabschiedete.

„Nur wenn damals noch mehr Bewohner ein Zeichen gegeben hätten, dass man ihm helfen will, egal, was er getan hat. Frau Dr. Körte hat das so ähnlich gesagt, aber die meisten im Dorf haben das, was Köster passierte, abgestumpft wie sie waren, hingenommen, weil sowas für sie nun mal zum Krieg gehörte und nicht zu ändern war. Oder sie hatten Angst, so kurz vor Schluss noch was zu riskieren. Die Front kam zwar immer näher, aber in den Häusern an der Kirche war noch die SS einquartiert. Und vor dem Spritzenhaus strich oft Büttner, dieser brutale Hilfspolizist, rum, der ja auch nachts, wenn die Züge mit den Juden in den Viehwaggons manchmal hier in Ihrhove warten mussten, zusammen mit der SS Wache hielt. Der hätte sofort jeden erschossen, der sich so einem Transport genähert hätte. Und der merkte sich bestimmt auch die Leute, die Köster halfen.“ Jette stützte sich mit beiden Händen auf ihren Spazierstock. Dann sagte sie noch: „Viele hatten Mitleid mit Köster. Aber das reichte nicht für den Mut, sich über die Angst hinwegzusetzen. Man traute einfach niemandem mehr.“

„Aber er hat doch nicht nur einen Tag im Spritzenhaus gelegen“, sagte Herbert, „sondern mehrere Tage und Nächte, fast eine Woche. Er bekam doch immer wieder zu essen und wurde notdürftig medizinisch versorgt. Köster hat sich fast eine Woche lang Hoffnung machen können, den Krieg zu überleben!“

„Deshalb haben sich manche nach dem Krieg auch so geschämt und sich lange still verhalten. Ich auch. Dass er so lange versorgt wurde, war nur ein Aufflackern von Empathie. Und das hat der Büttner, der ihn halbtot geprügelt hat, mit seinen Fäusten, Stiefeln und Knüppeln erstickt.“

Walter Köster hatte keine Chance. Meine Mutter und ich haben noch am 18. April gesehen, wie die beiden Wachleute ihn in eine Zweiradkarre schmissen und dann mit ihm loszogen. Diese Ohnmacht, die ich da spürte, auch die Wut, ist heute noch in mir, aber da konnten wir nichts mehr tun. Wenn wir uns denen entgegengestellt hätten, wären wir doch sofort abgeknallt worden. Da war es zu spät.“

„Haben das damals eigentlich noch andere gesehen?“

„Richard Hawe und seine Freunde waren noch da, alle so alt wie ich. Die sind noch bis zum Friedhof hinterhergelaufen, aber in sicherem Abstand...“

„Den Schuss auf dem Friedhof haben die wenigen Augenzeugen nur gehört. Sie haben nicht gesehen, wer geschossen hat“, sagte Herbert. „Jedenfalls behaupten sie das.“

Jette sah zu Boden und dann sah sie ihm direkt in die Augen.

„Es gab doch im Winter 1945 einen Prozess in Oldenburg gegen die beiden Wachleute“, sagte sie.

„Stimmt. Müller hat sich am Abend vor der Urteilsverkündung in seiner Zelle aufgehängt. Und Janßen kam nach 10 Monaten frei. Er hat nie mit jemandem über den 18. April gesprochen, selbst mit seiner Frau und den Kindern nicht. Er liegt übrigens auf dem Friedhof an der Ihrener Straße begraben, nicht weit von der Stelle, wo Walter Köster erschossen wurde. Er starb 1966, mit 78 Jahren. - Das Urteil und die Prozessakten sind im Archiv nicht mehr aufzufinden, die hat irgendjemand verschwinden lassen. Nur ein Geschäftszeichen der Strafsache ist noch übrig: 3 Js 2962/45.“

Jette schüttelte den Kopf, gab Herbert die Hand und ging die drei Treppenstufen zu ihrer Haustür hinauf. Sie schloss die Tür auf, drehte sich noch einmal um und winkte. Er hatte schon die Fahrertür geöffnet und winkte zurück.

Während der Fahrt zu seiner Wohnung, wo seine Frau Hanne wahrscheinlich mit dem Tee wartete, dachte er nach über das, was er von Jette und all den anderen, die er bisher interviewen konnte, gehört hatte. Wie schwer es ihnen gefallen war, nach über 70 Jahren die Erinnerung wachzurufen. Einige hatten gezittert oder geweint, als die verdrängten Ereignisse wieder vor ihrem inneren Auge auftauchten. Nach den ersten Gesprächen hatte es für ihn so ausgesehen, als sei Köster lediglich einen Tag und eine Nacht im Spritzenhaus gewesen und gleich am nächsten Tag von den Wachleuten liquidiert worden. Erst als er zufällig bei Granzow das Protokollbuch von Schwester Lucy einsehen konnte und dort zu lesen war, dass Köster zwischen dem 12. und dem 17. April elfmal von ihr gepflegt worden war, erinnerte sich zuerst Dietrich Nanninga, der ihn damals nachts bewachen musste, dass er eine knappe Woche im Spritzenhaus gelegen hatte.

Wie einfach wäre es gewesen, wenn einer oder mehrere von denen, die in diesen Apriltagen vor dem Spritzenhaus gestanden hatten, als Augenzeugen ausgesagt hätten. Aber mehrfach wurde ihm angedeutet, dass er lieber die Finger von der Sache lassen solle. Hinter seinem Rücken wurde ihm Nestbeschmutzung vorgeworfen. Nun müsse doch endlich mal Schluss sein mit dem Schnüffeln in der Nazizeit. Warum werde immer nur darüber und nichts über die Kriegsverbrechen der Alliierten geschrieben. Erst wegen der Fragen des Enkels von Harm Janßen hatte die Geschichte des Gefangenen im Spritzenhaus, der bis zu seinen Recherchen in Oldenburg und Freiburg noch nicht einmal einen Namen hatte, endlich Gestalt angenommen.

Und schließlich musste Herbert auch daran denken, wie skandalös die deutsche Justiz und der Verfassungsschutz versagt hatten, bei dem Versuch, die NSU-Mordserie an Menschen aufzuklären, die allein wegen ihres Migrationshintergrundes von Neonazis zum Freiwild erklärt und kaltblütig erschossen worden waren. Wie selbst ernannte ‚Reichsbürger‘ und Identitäre immer offener für ethnische Säuberungen plädierten. Wie in Publikationen der

Neuen Rechten das Narrativ von der deutschen ‚Schuldkultur‘, die das Ergebnis der ‚amerikanischen Gehirnwäsche von 1945‘ sei, gehegt und gepflegt wurde. Und er dachte, dass *der Schoß, aus dem das kroch*, nicht nur *noch fruchtbar* war, sondern immer fruchtbarer wurde. Jetzt war er zu Hause angekommen.

Nachbemerkungen

Was hat mich, der 1947 in Ihrhove geboren wurde und als 15-Jähriger mit seinen Eltern nach Leer gezogen ist, nach dem Studium in Westberlin als Lehrer für Deutsch und Politik in Hannover gearbeitet hat und jetzt dort seit 2011 als Pensionär lebt, dazu gebracht, die Geschichte von Walter Köster zu erzählen? Und warum erst jetzt, weit über 70 Jahre danach?

Die zweite Frage ist schnell beantwortet: Erst seit dem Herbst 2018 standen mir die Ergebnisse einer Dokumentation über Walter Köster, die Hermann Adams veröffentlicht hat, zur Verfügung. Der Anlass jedoch, sich gerade mit Walter Köster so intensiv zu beschäftigen, liegt weiter zurück.

Mein Bruder Rolf, der auch in Ihrhove geboren ist, war 1945 erst fünf Jahre alt. Er hat mir schon in den 1960er Jahren von einem Gefangenen im Ihrhover Spritzenhaus erzählt. Er war sich aber nie sicher, ob er ihn wirklich gesehen oder sich ihn nur eingebildet hatte.

2005 hat mein Bruder seine Lebenserinnerungen geschrieben. Darin gibt es ganz am Anfang ein Kapitel mit dem Titel *Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht eines Kleinkindes*. Dort beschreibt er folgende Szene: *...Es muss entweder kurz vor oder kurz nach Kriegsende gewesen sein. Ich streunte lustlos bis gelangweilt durch die Bahnhofstraße. Am Spritzenhaus unserer freiwilligen Feuerwehr, schräg gegenüber der Post, blieb ich völlig erschrocken und verängstigt stehen. Die Tür zum Spritzenhaus war weit geöffnet. Im Innenraum, auf Stroh bedecktem Zementfußboden, lag ein Gefangener, dem gerade ein sehr spärliches Essen in einem Blechnapf mit etwas Wasser gebracht wurde. Es war wie ein Zwang, trotz meiner Ängste trat ich näher. Den modrigen Geruch habe ich heute noch in der Nase. Dieser arme Mensch, es soll sich um einen Polen gehandelt haben, tat mir unendlich leid. Seine ärmliche, dunkelgraue Kleidung war völlig zerschlissen. Sein leerer Blick hatte etwas schrecklich Trauriges. Am nächsten Tag war er verschwunden. Meine Fragen zu diesem Thema sind mir nie, weder von den Eltern, noch von anderen Personen beantwortet worden. Ich stieß im Gegenteil immer auf eisiges Schweigen. Gerüchteweise kam mir viel später zu Ohren, dass der Pole erschossen und irgendwo im Rennschloot verscharrt worden sei. Ich bin heute noch fest der Meinung, dass sich die Dorfgemeinde seinerzeit Kollektivschuld aufgeladen hat. Letztlich wurde das Schicksal dieses Menschen billigend in Kauf genommen. Vermutlich wurde der Mann im wahrsten Sinne des Wortes totgeschwiegen. (Rolf Pickenpack, Von Ostfriesland rund um den Globus, Juli 2005, S. 15f)*

Erst im Herbst 2018, in der Broschüre von Hermann Adams, erfuhren wir den Namen des Menschen, den er im Spritzenhaus gesehen hatte. Er war aber nicht in Polen, sondern 1908 in Bremen geboren und hieß Walter Emil Köster.

Walter Köster war einer von schätzungsweise 50.000 homosexuellen Männern, die in der Zeit des Nazi-Terrors verhaftet und verurteilt wurden. Esterwegen galt nur von 1933 bis 1936 als Konzentrationslager. Die Insassen und ihre SS-Wachmannschaften wurden 1936 ins neu errichtete KZ Sachsenhausen deportiert. Von da an war Esterwegen ein Strafgefangenenlager, welches nicht mehr der SS, sondern der zivilen Justiz unterstand. Alle sieben Emslandlager wurden von der Kommandantur in Papenburg verwaltet. Die Lager wurden von der preußischen Justiz unter der Obhut des preußischen Innenministeriums genutzt. In den Emslandlagern gab es übrigens nicht, wie in den Konzentrations- und Vernichtungslagern, die Brandmarkung mit dem „rosa Winkel“.

Köster wurde zudem als „wehrunwürdiger Kriegstäter“ eingestuft. Solche Täter verwarhte man weiterhin in Haft, ihre eigentliche Strafe sollten sie aber erst nach Kriegsende verbüßen. Die Haft sollte unter erschwerten Bedingungen erfolgen, wie z. B. in den Emslandlagern. Dies sollte wehrfähige Männer davon abschrecken, sich durch eine Straftat dem Dienst an der Front zu entziehen. Für die Straftäter wurde die Haft dadurch unabsehbar lang. Durch die wiederholten Verurteilungen war Köster aus der Wehrmacht ausgeschieden und die zivile Staatsanwaltschaft in Oldenburg wurde für seinen Strafvollzug zuständig.

Nach dem Erscheinen seiner Broschüre ist es zu einem lebhaften E-Mail-Wechsel zwischen Hermann Adams, meinem Bruder und mir gekommen. Und von mir kam die Idee, auf der Grundlage von Hermann Adams' Recherchen die Ermordung fiktiv aus Zeitzeugen-Sicht zu rekonstruieren und die Geschichte des Schweigens der meisten Zeitzeugen nach dem Krieg zu erzählen.

Der Ermordete

Wie wäre es Walter Köster wahrscheinlich ergangen, wenn er das Kriegsende überlebt hätte? Dazu zwei Überlebensvarianten:

(1) In dieser (rein literarischen) Variante haben die alliierten Truppen schon am 16. April das Dorf Ihrhove erobert. Köster ist also noch nicht halb totgeschlagen. Die vorverlegte letzte Dienstfahrt des Bürgermeisters ist ebenso wie die am 21. April 1945 von Erfolg gekrönt: Das SS-Kommando hat schon früher Richtung Leer *die Front begradigt*. Der Befehlshaber der Besatzungstruppen kann unbehelligt das Hauptquartier in den Räumen der Ihrhove Gemeindeverwaltung aufschlagen. Der Bürgermeister verhandelt qua Dolmetscher mit dem Befehlshaber über die Zukunft des Dorfes. Als der Bürgermeister nach den internierten Zwangsarbeitern auch den erschöpften Walter Köster aus dem Spritzenhaus holen lässt, sagt er: „Diesen Mann haben wir gerettet. Er heißt Walter Köster. Er wurde vor etwa einer Woche in der Nähe Ihrhoves gefunden, nachdem er aus einem Emslandlager geflohen war. Wir haben ihm seitdem zu essen und zu trinken gegeben und ihn notdürftig medizinisch versorgt. Ohne uns wäre er gestorben!“

Köster wird vom Befehlshaber befragt. Er bestätigt, was der Bürgermeister gesagt hat und erzählt seine Geschichte – mit jener Notlüge, von der auch die Augenzeugen berichten: Anstatt zu sagen, dass er wegen seiner Homosexualität nach Esterwegen gekommen ist, behauptet er, er habe BBC gehört und sei deswegen verhaftet worden. Man glaubt ihm und er wird zunächst mit den befreiten Zwangsarbeitern Ihrhoves in ein Sammellager für „Displaced Persons“ eingeliefert, wo alle befreiten Opfer der Nazis provisorisch untergebracht werden. Nach einigen Wochen dort kann er nach Bremen zu seiner Mutter und seinem Stiefvater zurückkehren. Im Juni 1946 – Köster beginnt langsam wieder Fuß im Alltagsleben zu fassen - stehen Karl Bunting und Hartmut Rogge, wie verabredet, vor seiner Wohnung, Essener Straße 1. Und sie feiern tagelang ihr Überleben und singen die letzte Strophe des Moorsoldaten-Lieds:

*...Doch für uns gibt es kein Klagen,
ewig kann's nicht Winter sein.
Einmal werden froh wir sagen:
Heimat, du bist wieder mein.*

*Dann zieh'n die Moorsoldaten
nicht mehr mit dem Spaten
ins Moor!*

(2) In dieser – realistischeren - Variante wird Köster aber (statt mit Bunting und Rogge feiern und singen zu können) von der juristischen Kontinuität des § 175 über das Kriegsende hinaus malträtiert.

Hermann Adams hat nämlich im Schlusskapitel seiner Broschüre *Erstaunliches* recherchiert: Im Oktober 1945 richtet ein Marinegericht, Auffangstelle Flensburg-Mürvik, ein Schreiben an den Oberstaatsanwalt beim Landgericht Oldenburg und einen Durchschlag an das Strafgefangenenlager Esterwegen: Die Strafvollstreckungsverfügung gegen Köster von 1944 solle dahin gehend verändert werden, dass die während des Kriegs verbüßte Haftzeit auf die Strafe angerechnet werde.

Der Generalstaatsanwalt des Oberlandesgerichts Lingen/Ems schickt am 18. Oktober 1945 die Anfrage zurück mit dem lapidaren Hinweis, dass die Strafgefangenenlager Papenburg aufgelöst und alle Gefangenen entlassen seien.

Damit gibt sich das Marinegericht jedoch keineswegs zufrieden. Am 31.01.1946 bekommt die Kriminalpolizei in Bremen einen Brief mit der Aufforderung, man solle bei Kösters Mutter nachfragen, ob ihr Sohn wieder bei ihr wohne. Falls ja sei *zu erfragen, bis zu welchem Tage er sich in Strafhaft befunden hat und wo*.

Das alles geschieht, wie man erkennt, mit dem klaren Ziel, den entflohenen Homosexuellen Walter Köster schleunigst wieder hinter Gitter zu bringen. Wir müssen also annehmen, dass die Justiz ihn gnadenlos weiterhin verfolgt hätte - wenn er nicht am 18. April 1945 am Rande des Friedhofs an der Ihrener Straße erschossen und verscharrt worden wäre. Das Verfahren wäre neu aufgerollt worden, denn Homosexualität war weiterhin gesellschaftlich geächtet und wurde auch nach 1945 unter Strafe gestellt.

Seit 1871 schon im Norddeutschen Bund und 1872 dann im gesamten Deutschen Reich gab es den § 175, der 1935 von den Nationalsozialisten verschärft wurde – ein halbes Jahr nach der Ermordung des SA-Führers Röhm, über den Göring ein Dossier zu dessen Homosexualität zusammenstellen ließ. Noch bis 1969 (!) wurden auf der Grundlage dieses Paragraphen aus dem Jahre 1935 (!) schätzungsweise 64.000 Männer verurteilt. Einer von ihnen wäre unweigerlich Walter Köster gewesen. Erst danach wurde der Paragraph entschärft und 1994 endlich komplett gestrichen.

Und erst seit dem 17. Juli 2017 werden die Opfer dieser „Rechtssprechung“ rehabilitiert; die ergangenen Urteile werden aufgehoben und die Betroffenen werden entschädigt – mit 3000 Euro, wenn das Urteil aufgehoben ist sowie 1500 Euro für jedes Jahr Haftstrafe. Die Bundesregierung ging zum Zeitpunkt des Gesetzesbeschlusses davon aus, dass nur noch maximal 5000 Homosexuelle von der Neuregelung profitieren könnten. (*s. Hannoversche Allgemeine Zeitung* vom 21.01.2019)

Für Walter Köster, geboren 1908, wäre die Rehabilitierung also viel zu spät gekommen. Zumindest konnte seine Mutter erreichen, dass ihr Sohn am 30. September 1945 in Ihrhove exhumiert und nach Bremen überführt wurde. Dort, auf dem Buntentor-Friedhof, wurde Walter Köster am 1. Oktober 1945 in der Grabstelle 613 c begraben. Nach Auskunft des Stadtarchivs und des Friedhofsamts in Bremen gibt es inzwischen keine Nachfahren der Familie Köster mehr. Leider ist keine Fotografie mehr von Köster aufzufinden.

Im Sterbebuch der Gemeinde Ihrhove steht am 23. November 1945 unter der schwungvollen Unterschrift des damaligen Bürgermeisters Georg Janssen Walter Kösters *Todesursache*. Sie lautet, in krakeliger Handschrift: *Erschossen*. Nicht wo, geschweige von wem.

Die Täter

Wer Walter Köster erschossen hat, konnte nach dem Krieg nicht einwandfrei ermittelt werden. Hermann Adams hat über die beiden Wachmänner aus den Emslandlagern Börgermoor und Rhede-Brual, die er aus Rücksicht gegenüber nachgeborenen Familienmitgliedern in seiner Broschüre nur **A.** und **B.** nannte, lediglich einiges Biografische berichtet. Nach Aussage von Dr. Henninger vom Oldenburgischen Stadtarchiv gibt es zwar noch ein Aktenzeichen. Prozessunterlagen oder das Urteil gegen die beiden Wachleute sind jedoch nicht mehr aufzufinden.

Wachmann A. wurde am 6. Dezember 1945 von Polizeibeamten in seiner Wohnung festgenommen und nach Oldenburg gebracht. Dort begann der Prozess gegen ihn und den Wachmann B. wegen der Ermordung Walter Kösters in Ihrhove. Am 30. Dezember 1945 sollte die Urteilsverkündung sein. Am 29. Dezember nachts erhängte A. sich in seiner Zelle.

Aus Scham, weil er geschossen hatte? Oder weil er den Mord nicht verhindert hatte?

Wachmann B. wurde nach über 10 Monaten, am 8.11.1946, aus dem Gefängnis in Oldenburg entlassen. Ein Grund für seine Entlassung ist nicht mehr nachweisbar. Und über ein Urteil gegen ihn und A. gibt es – angeblich - im Archiv keine Unterlagen mehr. Seine Familie beschrieb B. gegenüber Hermann Adams als *stark veränderten, gebrochenen Mann*, der nie mit seiner Familie über seine Tätigkeit im Lager Rhede-Brual oder die Ermordung Walter Kösters hat sprechen wollen.

Aus Scham, weil er geschossen hatte? Oder weil er den Mord nicht verhindert hatte?

Wir werden es nicht mehr erfahren. Wachmann B. wurde 1966 auf demselben Friedhof an der Ihrener Straße begraben, auf dem Walter Köster erschossen, verscharrt und schließlich exhumiert wurde.

1975 wurde das *Spritzenhaus* für den Bau des neuen Rathauses der Gemeinde Westoverledingen abgerissen.

Als ich das Wort *Spritzenhaus* anfangs im Duden nachschlug, las ich unter *Bedeutung*: „Gebäude, in dem Feuerspritze und Feuerwehrauto untergebracht sind.“ Das hatte ich so erwartet. Seltsamerweise gab es jedoch nur einen einzigen Beispielsatz, und der lautete: „Der Arretierte wurde in das Spritzenhaus gebracht.“ Dies scheint also in Zeiten, als noch von *Arretierten* statt von *Verhafteten* die Rede war, keine so ungewöhnliche Nebennutzung eines solchen Gebäudes gewesen zu sein.

Die Schweigenden

Sie lassen sich in zwei Gruppen einteilen:

In diejenigen, die bis heute schweigen. Die ein reines Gewissen haben, weil sie es nie benutzen. Standrecht ist eben Standrecht. Weil sie keine Nestbeschmutzer sein wollen. Weil man nach vorne schauen muss. Weil endlich auch einmal Schluss sein muss.

Und in diejenigen, die bis nahe an ihr Lebensende geschwiegen haben, aber sich letztlich dazu überwinden konnten, ihre Erinnerungen doch noch zu Protokoll zu geben. Letzteren sei hier ausdrücklich gedankt.

Dem unermüdlichen Engagement Hermann Adams' und des Künstlers Gerd Christmann ist es zu verdanken, dass der Gemeinderat Westoverledingen 2018 beschlossen hat, den Ihrhover jüdischen Opfern des Naziregimes ein Mahnmal zu setzen und dazu eine Informationstafel

aufzustellen. 75 Jahre nach dem Krieg steht dieses Mahnmal nun seit dem 9. November 2019 mitten in Ihrhove.

Walter Köster jedoch muss noch auf eine Hinweistafel auf dem Friedhof an der Ihrener Straße warten. Mein Bruder und ich arbeiten daran.

Bodo Pickenpack / März 2022

Kapitelfolge TEIL I

- | | | |
|------------|----|--|
| 21.04.1945 | 1 | |
| 12.04.1945 | 2 | Irgendwas war doch |
| 15.02.1942 | 3 | Bitte etwas lauter |
| 12.04.1945 | 4 | Dem Mann muss geholfen werden * |
| 13.10.1944 | 5 | Da wird man dir deine perversen Flausen schon austreiben |
| 13.04.1945 | 6 | Das geht uns nichts an, mein Junge |
| 08.04.1945 | 7 | Haut bloß ab, ihr Pattjacken |
| 17.04.1945 | 8 | Ihr habt doch Augen im Kopf |
| 11.04.1945 | 9 | Wir treffen uns nach dem Krieg |
| 18.04.1945 | 10 | Gibt es ein schriftliches Urteil? |

Kapitelfolge TEIL II

- | | | |
|------------|----|---|
| 22.05.1945 | 11 | Sie waren zu weit weg |
| 15.09.1945 | 12 | Was ist das für ein Brief? |
| 29.09.1945 | 13 | Wo waren <i>Sie</i> eigentlich damals? |
| 29.09.1945 | 14 | Erzähl bitte weiter |
| 31.01.1946 | 15 | Ist das alles, was da steht? |
| 29.12.1945 | 16 | Es scheint dringend zu sein |
| 04.1947 | 17 | Dich sieht man ja überhaupt nicht mehr |
| 04.1956 | 18 | Du kennst dich doch mit solchen Wunden gut aus |
| 04.1966 | 19 | Das müsst ihr uns glauben |
| 07.1967 | 20 | Sie reißen auch das Spritzenhaus ab |
| 09.2018 | 21 | Du hast doch so viele Akten der Gemeinde aufbewahrt |
| 05.2018 | 22 | Es kann nicht weit von hier gewesen sein |

*

In Kapitel 4 des 1. Teils (Dem Mann muss geholfen werden) zitiere ich wörtlich einen Text aus Nora Krugs Graphic Novel „Heimat“ (2018). Nora Krug ist eine Zeichnerin und Autorin, die in den USA mit vielen Preisen ausgezeichnet wurde. Sie stammt aus Karlsruhe, lebt aber seit 16 Jahren in New York. In ihrem Buch erzählt sie die Geschichte ihrer Familie in der Zeit des Nationalsozialismus. Dabei zitiert sie an einer Stelle einen Schulaufsatz ihres Onkels, der 1939 in die 6. Klasse ging. Sie leitet ihn mit folgenden Sätzen ein: *Die in ordentlicher Schrift geschriebenen Geschichten meines Onkels, die an den Rändern sorgfältig mit Zeichnungen verziert waren, schreckten mich ab. Zugleich aber fühlte ich mich ihm beim Lesen nahe. Die Hefte faszinierten mich, aber ich zeigte sie keinem meiner Freunde.*

Nachwort im November 2023

Im November 2022 schickte ich Bert Strebe, einem Journalisten der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung, eine ausführliche E-Mail, in der ich ihm die Geschichte Walter Kösters skizzierte. Er war sofort sehr interessiert und wir vereinbarten ein Treffen. Aus dem langen Gespräch entstand dann eine einfühlsame, ganzseitige Reportage in der HAZ vom 7. Dezember 2022 über „Die Geschichte des Strafgefangenen Nr. 1195“.

Dies hatte zur Folge, dass ich nach und nach E-Mails von Mitgliedern der Familie Veenhuis bekam, deren Großvater Esdert Veenhuis einer der beiden Angeklagten im Mordfall Walter Köster war. Ich war sehr erleichtert, dass der Enkel Wilhelm Veenhuis in Bonn und die Enkelin Heidi Veenhuis-Freitag in Aurich keine Bedenken gegen meinen Versuch einer fiktionalen Darstellung des Falls Köster hatten. Sie lasen meine Erzählung und waren dankbar dafür, dass ich mir die Aufgabe gestellt hatte, ein wenig Licht in vieles Dunkle dieses Falles zu bringen. Selbstverständlich muss ich hier noch einmal erwähnen, dass die eigentliche Recherche Hermann Adams 2018 mit seiner Broschüre geleistet hat.

Im Folgenden greife ich einige für mich neue Informationen und kritische Kommentare der Enkel von Esdert Veenhuis auf, die mich dazu gebracht haben, einige meiner Versuche, Leerstellen in den Kapiteln meiner Erzählung plausibel zu füllen, zu überdenken und wo nötig zu korrigieren.

1

Die Namen der beiden Täter erfuhr ich auf unterschiedliche Weise. Von Esdert Veenhuis (1888 – 1966) erfuhr ich zum ersten Mal durch Hermann Adams, allerdings erst nach dem Abschluss meines Manuskripts im Frühjahr 2020. Als ich 2019 anfang zu schreiben, hatte ich mich entschlossen, allen Menschen, die in der Broschüre zitiert werden, fiktive Namen zu geben. Dazu gehörten auch die zwei Wachmänner, die Adams in seiner Broschüre mit **A.** und **B.** abkürzte. Nur das Opfer und seine Eltern sollten ihre Namen behalten.

Den Namen des zweiten Täters las ich zuerst im Dezember 2022 in „Harris Geschichte“, die Wilhelm Veenhuis mir freundlicherweise nach dem Artikel in der HAZ als PDF zuschickte. Es handelt sich dabei um die Erinnerungen, die Harri, der jüngste Sohn von Esdert und Emma Veenhuis, für seine Enkel geschrieben hat. Harri hatte noch fünf Geschwister, drei Brüder und zwei Schwestern: Sohn Esdert wurde 1916 geboren, es folgten Wilhelm 1921, Emma 1923, Lina 1924, Hans 1926 und Harri als letzter 1929. Wilhelm ist der Einzige, der den Krieg nicht überlebte. Er starb 1943 auf der Krim.

Während meiner langen Suche nach noch lebenden Mitgliedern der Familie des zweiten Täters erfuhr ich im August 2023 die Adressen einer Tochter und einer Enkelin des zweiten Wachmanns. Der Enkelin schickte ich einen Brief, in dem ich sie fragte, ob ich den Namen der Familie in meinem Nachwort nennen dürfe. Als keine Antwort kam, wählte ich Anfang August 2023 eine Telefonnummer, die ich im Internet in einem Telefonverzeichnis von Westoverledingen fand. Es war die Nummer der Enkelin. Ich nenne sie Frau A. Sie sagte, sie sei gerade aus dem Urlaub zurückgekommen, sie kenne meinen Brief und habe mit ihrer Mutter darüber gesprochen.

Fazit des Gesprächs war für mich, dass Frau A. und ihre Mutter ihre Haltung zur Veröffentlichung ihres Familiennamens nicht geändert haben. Das respektiere ich. Ich

verweise deshalb auf die S. 60f der Broschüre, auf denen Hermann Adams den letzten Lebensabschnitt des zweiten Täters unter dem Namen A. kurz skizziert hat.

2

Harri Veenhuis (1929 – 2022) schreibt in seinen Erinnerungen von 2002 u.a. ein Kapitel zu den *dunklen Seiten der Familie*. Darin geht er auch auf die Ereignisse vor und nach dem 18. April 1945 ein. Hier seine Sicht der Ereignisse. Den im Original genannten Familiennamen des zweiten Wachmanns ersetze ich auch hier durch (A.):

...Zwei kranke Häftlinge hatte man in das Feuerwehrhaus in Ihrhove eingesperrt. Vater und ein weiterer Wachmann, (A.), bekamen den Auftrag, „die Sache zu erledigen“. Die beiden Häftlinge wurden auf einem Handwagen zum Friedhof gefahren, die beiden mussten eine Grabstelle ausschachten und danach wurden sie erschossen. Anwohner des Friedhofs haben den Vorfall gesehen und Ende des Krieges, es waren die letzten Tage, es dann gemeldet. Es wurden Vaters und (A.)s Namen genannt.

Die Sache nahm ihren gerichtlichen Verlauf und im Herbst 1945 wurden Vater und Herr (A.) nach Oldenburg ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Nach etwa einem halben Jahr begann das Verfahren; auch unsere Mutter musste zur Aussage anreisen.

Am Tag vor der Urteilsverkündung hat Herr (A.) gestanden, die tödlichen Schüsse abgefeuert zu haben. Anschließend hat er sich in seiner Zelle erhängt. Vater wurde freigesprochen, aber er kam nicht wieder zugange. Er hat nicht mit uns Kindern darüber gesprochen, dafür hat er sich zu sehr geschämt... (S. 97f)

Hermann Adams hat bei seinen Recherchen in Oldenburg demgegenüber Folgendes erfahren:

...Der Strafprozess in Oldenburg wurde scheinbar nach dem Selbstmord des A. beendet, meint die Familie von B. Damit sei jedoch auch für B. die Angelegenheit am 30. Dezember erledigt gewesen. Die Aktenbeschreibung spricht dagegen. Es ist laut Dr. Henninger, Stadtarchiv Oldenburg, zwar keine Prozessakte mehr vorhanden, doch der Vorgang ist registriert. Vorgang Nr. 1819 – Aufnahmetag 6.12.1945.

Angaben zur Person: E. Schumacher, 23.7.88 in Wehner (sic), Strafentscheidung: Mordsache, Vollstreckungsbehörde: O.St.A. Oldbg, Geschäftszeichen 3 Js 2962/45, Art und soweit möglich Dauer bzw. Höchstdauer der zu vollstreckenden Strafe (keine Angaben, vermutlich), anzurechnende Untersuchungshaft (Untersuchungshaft vermutlich), Austritt und Tageszeit: 8.11.1946.

Es wird ersichtlich, dass die Angelegenheit nach dem Tod des Mitbeschuldigten A. für B. noch nicht erledigt war. Was allerdings danach geschah, bleibt unbekannt. B. musste noch bis zum 8. November 1946 (über zehn Monate) im Gefängnis in Oldenburg bleiben. Gab es dazu eine Verurteilung? Sehr wahrscheinlich wurde er nicht ohne ein Urteil der Militärregierung solange inhaftiert. (Broschüre, S. 62f)

Irritierend an diesen Akten-Zitaten ist der Name *E. Schumacher*, der aber mit dem korrekten Geburtsdatum von Esdert Veenhuis versehen ist: 23.7.1888. Auch der Geburtsort stimmt – bis auf die Falschschreibung: *Wehner* - korrekt: *Weener*.

In *Harris Geschichte* ist also von zwei Häftlingen, die im Spritzenhaus eingesperrt wurden, die Rede. Auch die 1945 achtjährige Edith Sissingh, die die Ereignisse auf dem Friedhof aus nächster Nähe mitangesehen hat, erinnert sich an mehrere Häftlinge. Ihre von Hermann Adams wörtlich zitierte Aussage lautet:

...Ich hielt mich mit unserem Nachbarsjungen Arthur Bergner draußen vor unserem Haus auf der Kantstraße (damals noch ein Sandweg) auf. Wir sahen, dass zwei Männer in blauer Uniform und zwei Häftlinge mit einer Zweiradkarre genau gegenüber auf dem Friedhof am Rennschlootrand auftauchten. Dann sollten die Sträflinge ein großes Loch am Grabenrand ausheben. Nachdem sie angefangen hatten, kam meine Mutter aus dem Haus und hat uns ins Haus geholt. Nach einiger Zeit hörten wir einen Schuss. Wir erfuhren später, dass ein Häftling erschossen worden sei und die Blauen angeblich mit den beiden anderen Häftlingen nach Flachsmeer gegangen seien... (S.52f)

Während andere Augenzeugen (u. a. Werner Mennenga, Erich Glave und Elfriede Sinning) nur von zwei Wachmännern und Walter Köster in einer Zweiradkarre berichten und auch Schwester Sophie in ihrem Protokollbuch nur über *einen Mann mit Schwäche und Verletzungen* schreibt, vermutet Hermann Adams, dass die beiden „Blauen“ vielleicht weitere Häftlinge aus Flachsmeer mitgebracht haben könnten, da dort in der katholischen Schule zu dieser Zeit eine größere Anzahl von geflohenen Häftlingen eingesperrt war. Der Sinn einer solchen Aktion mit zwei Wachmännern und drei Häftlingen erschließt sich jedoch kaum.

Nicht eindeutig ist die Aussage von Edith Sissingh, wenn sie im ersten Absatz von zwei Häftlingen *mit einer Zweiradkarre* spricht, die auf dem Friedhof auftauchten. Unklar bleibt, ob sich der zusammengeschlagene Walter Köster in der Zweiradkarre befand. Im zweiten Absatz wird *ein* Häftling erschossen und die *beiden anderen* Häftlinge werden dann von den Blauen wieder zurück nach Flachsmeer gebracht. Waren es nun zwei oder drei Gefangene?

Es ist also nach wie vor schwierig, den Ablauf des Geschehens, angefangen vom Spritzenhaus über die Ihrener Straße bis zum Friedhof vollständig zu rekonstruieren. Nach wie vor ungeklärt bleibt auch, wer die tödlichen Schüsse abgegeben hat. Harris Behauptung, dass (A.) gestanden habe, lässt sich nicht eindeutig belegen, da es keine Prozessakten mehr geben soll. Sie hat allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Eine interessante Version des Tathergangs fand Heidi Veenhuis-Freitag in den Erinnerungen ihrer Tante Emmi (nicht zu verwechseln mit deren gleichnamiger Mutter). Dort heißt es an einer Stelle, dass ihr Vater Esdert im Herbst 1945 *gefangen genommen*, also verhaftet wurde. Wörtlich lautet der folgende Satz: *Man warf ihm vor, er habe seinem Vorgesetzten auf (dessen) Befehl hin sein Gewehr gegeben, um einen Gefangenen zu erschießen.*

Der Nebensatz am Ende, ein erweiterter Infinitiv mit *um zu*, so wie er dort steht, lässt rein grammatisch die Frage nach dem Schießenden immer noch offen. Er ergibt natürlich nur einen Sinn, wenn man – sicher umständlicher, aber damit unmissverständlich – schreibt: *... damit der Vorgesetzte mit Esderts Gewehr einen Gefangenen erschießen konnte.*

Wenn es sich so abgespielt haben sollte, könnte dies der Grund dafür gewesen sein, dass er nicht sofort freigelassen, sondern erst nach 10 Monaten aus dem Gefängnis entlassen wurde.

Es spricht also Vieles dafür, dass Esdert Veenhuis Walter Köster nicht selbst erschossen hat, aber dadurch, dass er dem Befehl des 2. Wachmanns nicht widersprach, Beihilfe zum Mord geleistet hat.

3

Ich möchte hier noch auf drei Textstellen eingehen, in denen Harri Veenhuis über die Veränderungen im Verhalten seines Vaters im Dritten Reich und über seine eigene Haltung als Kind gegenüber seinem Vater berichtet.

In dem Kapitel *Vater Esdert* erzählt Harri, dass sein Vater in der Weimarer Republik Sozialdemokrat war und anfangs in Opposition zu den Nazis stand. Heidi Veenhuis-Freitag erhielt allerdings auf ihre Anfrage beim SPD-Ortsverein in Leer die Antwort, dass ihr Opa nie

Mitglied der SPD gewesen sei. Die SPD erklärte damals den Aufstieg Hitlers damit, dass er von der Schwerindustrie finanziell unterstützt würde. Das bedeute Aufrüstung und die wiederum führe zum Krieg. Das dachten auch Esdert Veenhuis und seine Freunde. Dann aber schreibt Harri:

...Als der Krieg begann, war mein Vater 50 Jahre alt. Damals war sein Widerstand längst gebrochen. Zuerst half er beim Westwallaufbau, später am Atlantikwall bei Calais und Dünkirchen, zuletzt war er Wachmann in den Emsland-Gefangenenlagern, die sich später als KZ, als Tötungslager, entpuppten (...) Es gab Lagerkommandanten, einige waren selbsternannte, die ließen das ganze Lager antreten, abzählen, und jeder Zweite musste zurücktreten – zum Erschießen! Das hat Vater miterlebt. Ich glaube nicht, dass er so an der Reduzierung der Insassen mitwirkte, aber er war immer erledigt, wenn er mal nachts oder am Tage zu Hause war.

Dann schildert Harri ein Ereignis, dessen Ohrenzeuge er wurde:

Eines Nachts (im Morgengrauen) klopfte es bei uns ans Fenster. Vater ging zur Tür und öffnete. Draußen stand ein Bauer mit einem entlaufenen Sträfling, den er in seiner Scheune gefunden hatte. Er verlangte von meinem Vater, dass er ihn mitnehmen sollte, zurück ins Lager. Ich habe selber gehört, wie Vater zu dem Bauern sagte: „Lass ihn sich doch noch ein paar Tage dort verstecken. Der Krieg ist doch bald zu Ende!“ Der Bauer aber wollte das nicht riskieren. Es blieb Vater nichts anderes übrig, als zu tun, was der Mann erwartete. Der junge Soldat hat so geweint! Vielleicht hat Vater ihn ja wieder laufen lassen – hoffentlich!...

Harri war zum Zeitpunkt dieses Ereignisses 14 oder 15 Jahre alt. An anderer Stelle seiner Erinnerungen beschreibt er sich selbst:

...Die Jugend vor allem war von Hitler überzeugt, und zwar so überzeugt, dass man seine Eltern hasste. Ich hasste meinen Vater, weil er mir die Zukunft verbaute. Wenn man mir von der HJ gesagt hätte: „Dein Vater ist als Sozi ein Volksfeind!“ und man hätte mir den Befehl gegeben, ihn zu erschießen, ich hätte es getan!!... (S. 97)

Hier zeigt sich eine Ambivalenz von Erinnerungen: Das *hoffentlich!* ist die Perspektive des erwachsenen Harri, der die Nazizeit reflektiert hat – *Ich hätte es getan!!* ist die Perspektive des heranwachsenden Harri, der damals seinen Vater hasste, weil er durch die HJ indoktriniert war.

4

Im August 2019 habe ich eine E-Mail an den Schriftsteller Jan Brandt geschrieben. Er hatte 2011 ein fulminantes Debüt mit dem Roman „Gegen die Welt“. In ihm verarbeitet er die bizarre Geschichte seines Heranwachsens in einem ostfriesischen Dorf – und zwar in Ihrhove (das im Roman zu *Jericho* verfremdet wird.) Ich skizzierte ihm das Projekt, an dem ich arbeitete, und fragte ihn, ob er in seiner Familie etwas über die Ermordung Kösters erfahren habe. Ich war völlig überrascht, als er in seiner Antwort schrieb, dass es seine Tante gewesen war, die als 17jährige mit ihrer Freundin Walter Köster in der Nähe von Ihrhove gefunden hat. In seiner Familie sei des Öfteren über den ermordeten Häftling gesprochen worden. Jan Brandt, dem ich meinen damals fertigen 1. Teil zusandte, ermunterte mich nach dem Lesen dazu, einen 2. Teil zu schreiben, in dem die Geschichte des kollektiven Schweigens nach dem Krieg zum Thema werden sollte. Er informierte mich aber auch darüber, dass seine Tante ihm verboten habe, sie in seinen Romanen zu zitieren. Sie sei untröstlich über die Ermordung Kösters gewesen. Wenn sie gewusst hätte, dass man Köster ein paar Tage später erschießen würde, hätte sie damals anders gehandelt. Sie habe es nicht für möglich gehalten, dass man so mit einem Menschen umgehe.

Wilhelm Veenhuis aus Bonn war es, der sich 2015 an Hermann Adams wandte, weil er nach dem Tode seines Vaters Hans Veenhuis (1926 – 2015) wissen wollte, ob sein Opa wirklich Ende des Krieges Wachmann in einem der Emsland-Gefangenenlager gewesen war. Erst 2018 erfuhr Wilhelm Veenhuis, dass sein Opa 1945 sogar im Mordfall Köster angeklagt worden war.

Auf meine Frage, ob er von seinem Opa den Namen dessen, der Köster erschossen hat, erfahren habe, antwortete Wilhelm Veenhuis:

Mein Opa hat das genaue Geschehen mit ins Grab genommen – ich kenne keine andere Version. Die Informationen von Harri sind vielleicht mehr, um den Vater zu schützen. Aber ich glaube, die Rätsel werden bleiben. Selbst wenn man die Akten finden würde, es kann ja Aussage gegen Aussage stehen.

Mir geht folgende Geschichte kaum aus dem Kopf: Ich frage Mama, warum auf deren Hochzeitsbild meine Großeltern aus Ostfriesland nicht mit auf dem Bild sind. Meine Mama sagte, das hat man so gemacht. Das habe ich natürlich überhaupt nicht geglaubt. Ich fand das unvorstellbar. Der wichtigste Tag im Leben seines Sohnes und man ist nicht dabei. Ich denke, Opa hat sich geschämt. Er galt ja als Mörder. (E-Mail 17.12.2022)

Die Nächste aus der Enkel-Generation, mit der ich nach dem HAZ-Artikel Kontakt aufnahm, war Heidi Veenhuis-Freitag, die in Aurich lebt. Sie ist eine Tochter von Harri Veenhuis und hat sich bereits, als sie die Erinnerungen ihres Vaters Harri gelesen hatte, ihre Gedanken gemacht. In einem Brief an Familienmitglieder vom 25.07.2016 fasst sie zusammen, was Harri erzählt, und stellt dann Beziehungen zwischen den geschilderten Ereignissen her:

...Februar 1945 absolviert Harri als bald 16jähriger in Weener eine ‚Volkssturmbildung‘. Die meisten dort waren begeisterte HJ’ler, schreibt er. Also er vermutlich auch. Einen Monat später, am 29. März, verletzt sich Harri ganz extrem an der rechten Hand. Er muss ins Krankenhaus. Dort wird er am 31.3. sechzehn Jahre alt. Dort wird er behandelt bis zum 10.4.45. Dann wird das Krankenhaus evakuiert und er läuft nach Hause. Er ist für 6 Wochen arbeitsunfähig und zu Hause auf Reinkeberg (Ortsteil von Ihrhove, in dem die Familie Esdert und Emma Veenhuis wohnte). Danach geht er wieder in seine Ausbildungsstelle als Tischler in Leer. Zu Hause muss er regelmäßig bei Frau Dr. Köster seine Hand verbinden lassen. Die Praxis ist genau gegenüber vom damaligen ‚Spritzenhaus‘, in dem zu dieser Zeit der Gefangene eingesperrt ist. Was hat er dort gesehen und was mag er vielleicht aufgrund seiner damaligen ideologischen Verkennung nicht sagen? Am 18.4.1945 ist dann das schreckliche Verbrechen passiert. Fest steht scheinbar, dass Opa Esdert dabei war. Wir wissen nur nicht, ob er geschossen hat. (?) Wie kam Opa an dem Tag nach Hause? Hat er was gesagt, geweint, Schnaps getrunken? Hat er sich gerühmt. Immerhin war alles andere ‚Wehrkraftzersetzung‘. Harri muss das doch gut gefunden haben, so einen ‚mutigen‘ Vater zu haben. Ich meine, dass Harri in der Zeit auf jeden Fall davon gewusst haben muss...

Wilhelm Veenhuis hat mit seinem Onkel Harri kurz vor seinem Tode telefoniert und ihm einige Fragen gestellt, u. a. auch diese:

...Auf meine Frage, ob Harri den oder die Gefangenen im Spritzenhaus gesehen hat, sagte er: „Das war zu weit weg. Da kamen wir nicht hin“. Wir haben aber festgestellt, das war zu der Zeit seiner Handverletzung, da musste er zum Arzt und nach Leer (das ging dann wohl). Ich sehe das als Ausrede.

Heidi Veenhuis-Freitag schrieb mir am 18.2.2023 eine weitere E-Mail, in der sie einige kritische Bemerkungen machte zum 2. Kapitel „Irgendwas war doch“:

Mir erscheint die Darstellung der Mädchen und Jungen dort zu kindlich und unbeschwert. War der 12.4.1945 ein Sonntag? Warum sonst sollten sie frei haben? Eigentlich müsste Jette doch noch im Pflichtjahr sein. Wenn ich an die Erzählungen meiner Tante Emmi Veenhuis denke, dann sehe ich nur Mühe und Pflichten vor mir. Und mein Vater, der 3/1929 geboren wurde, war bereits in der Berufsausbildung. Sonst waren z. B. Frühjahrsarbeit auf dem Feld oder Arbeiten im Haus dran... Auch die Fürsorglichkeit der Mutter mit Milch und Brot kommt mir deshalb unecht vor. Vielleicht könnte man eher Ärger vermuten, weil sie ihre Aufgaben vernachlässigt haben.

Hätte ich solche Informationen zu Beginn des Schreibens gehabt, wäre natürlich eine andere Szene daraus geworden. In der wörtlichen Wiedergabe der Aussage der Frau, die bei mir zu *Jette Terborg* geworden ist, steht in der Broschüre von Hermann Adams nichts darüber, warum sie und ihre Freundin am 16. April 1945 *im Hammrich* waren und nicht auf dem Felde oder im Haushalt mithelfen mussten.

Ich habe deswegen ein neues 2. Kapitel eingefügt, das die oben angeführten Bedenken einbezieht.

Heidi Veenhuis-Freitag fand – wie schon erwähnt - heraus, dass ihr Großvater kein Partei-Mitglied gewesen war. Daher ist anzunehmen, dass Esdert Veenhuis lediglich den sozialdemokratischen Ideen nahestand, wahrscheinlich auch die SPD gewählt hat und dass seine politische Haltung bis 1933 den Nationalsozialisten vor Ort bekannt war.

Deshalb müsste es im Kapitel 17 *Dich sieht man ja überhaupt nicht mehr* in dem (fiktiven) Gespräch mit Behnke lediglich heißen, dass beide die SPD *gewählt haben*, statt *im selben Ortsverein in Ihrhove* aktiv gewesen zu sein.

Soviel zu den Informationen der Enkel von Esdert Veenhuis und den Korrekturen, die ich vorgenommen habe. Ich danke allen Beteiligten für ihre wichtigen Hinweise: Wilhelm Veenhuis und Heidi Veenhuis-Freitag, Gesa Haseborg, Beenhard Oldigs und Jan Brandt.

*

Der HAZ-Artikel über Walter Köster hat also bewirkt, dass ich mit den Familien der beiden Täter in Kontakt kommen konnte. Im Falle des Wachmanns A., der in meiner Erzählung *Eduard Müller* genannt wird, kam es nicht dazu, ihn in diesem Nachwort namentlich zu erwähnen. Die Familie A. hat ihre Haltung, die sie auch Hermann Adams 2018 gegenüber gehabt hat, nicht geändert, was ich respektiere, aber auch bedaure.

Im Fall der Familie des Wachmanns B. ist das Gegenteil eingetreten: Hier haben die Enkelkinder von Esdert und Emma Veenhuis, unter Federführung von Wilhelm Veenhuis und seiner Cousine Heidi Veenhuis-Freitag, einen Brief entworfen, in dem sie den Bürgermeister von Westoverledingen Theo Douwes um Unterstützung bitten, eine Gedenktafel auf oder am Ihrhover Friedhof an der Ihrener Straße aufzustellen. Auf ihr soll an das Schicksal Walter Kösters erinnert werden. So erfüllt sich vielleicht auf diesem Wege, was mein Bruder Rolf und ich uns am Ende meines ersten Nachworts (s. o.) gewünscht haben.

Bodo Pickenpack / November 2023

